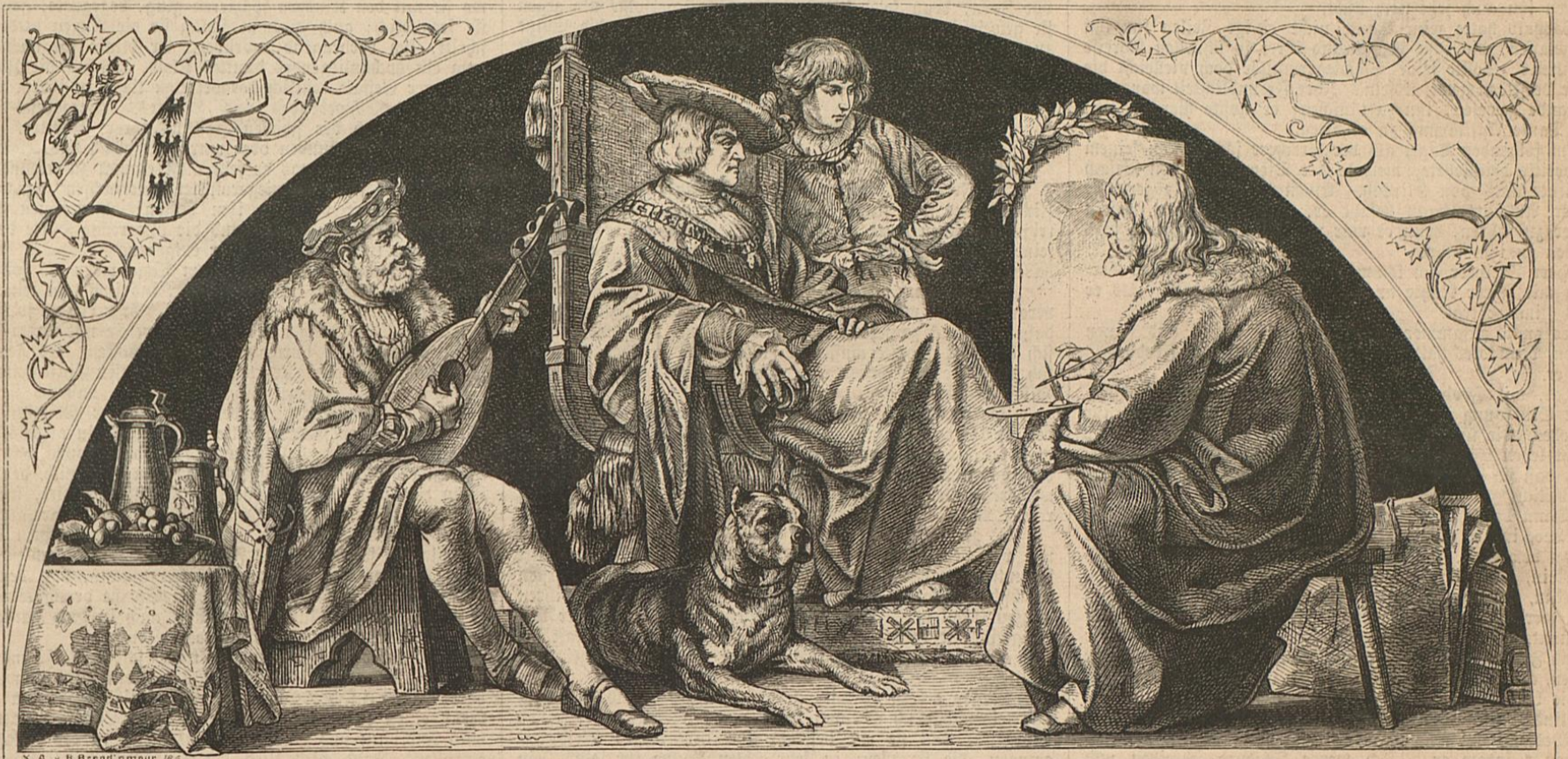




Inhalt: Kaiser Maximilian, sein Hofnarr und Albrecht Dürer. — Excellenz Schwiegermama. Novelle von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung.) — Der Vorzug, hässlich zu sein. — Anastasius Grün. Ein Erinnerungsblatt von B. v. Rabies. (Schluß.) — Auf glattem Boden. Novelle von Ida von Neuenburg-Varsfelde. — Heimweh. Originalzeichnung von Suchong. — Die Mode. Von Veronika v. G. — Plaudereien (mit Porträt Christine Nilssons). — Wirthschaftsplaubereien. — Inserate.

Extra-Beilage: Die Kunstausstellung in Berlin. — Illustrationsproben aus: „Die deutsche Jugend“. — Auflösung des Rebus Seite 342. — Correspondenz.



Kaiser Maximilian, sein Hofnarr und Albrecht Dürer.

(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Kaiser Maximilian, Albrecht Dürer und Kunz von der Rosen sind nicht nur in der Geschichte, auch auf dem Bilde von A. von Heyden in der Berliner Nationalgalerie drei Charakterfiguren, die uns sofort mitten in das bunte, seltsame, barocke, aber doch so feinfühlig zarte und hochherzig ideale Leben und Wesen des Mittelalters führen. Es war dies eine Zeit der wunderlichsten Gegenätze: Minnesänger und Folterknechte, Bürger von fürstlichem Reichthum, fürstlichem Ansehen und fürstlicher Pracht umgeben, neben dem Bauer, der in unglaublichem Glend und krasser Nothheit in seiner Hütte ein Dasein führte, das sich wenig von dem seiner Haustiere unterschied, und einem Kleinbürgerthum, das in knechtischer Gefinnung und Engherzigkeit uns jetzt wie eine Caricatur erscheint — daneben gab es echte wahre Künstler in Menge, die in frischsprudelnder Schöpferkraft und bunter, gestaltungsübermüthiger Phantasie Werke schufen in Gold, Silber, Stein, durch Stift und Pinsel, die das Entzücken der Kenner für alle Zeiten sein werden. Große, gewaltige Dome entstanden aus religiösem Schwung und kindlich freudiger Opferthätigkeit des Volkes durch Stadt und Land. Aus dieser Zeit lebhaft bewegten Volksthums und dem bunten Gewimmel von Rittersn, Knapen, Edelfräulein und Wegelagerern ragen die drei Gestalten, welche unser Bild heute vorführt, in ganz eigenartigem Licht und umgeben von dem vollen Zauber jener seltsamen Zeit hervor; sie sind unsterblich geworden durch Sage, Geschichte und Kunst, welche den Lorbeer und Eichenzweig um ihre Stirn geschlochten.

Kaiser Maximilian, besungen als der letzte Ritter, war ein Herrscher, der in sturmbewegter Zeit stets milde, edel und verjöhlich handelte, ein Freund des Friedens, ein kluger Denker und Dichter, der auch in Prüfung und Trübsal ungebeugt, der edle, wohlthätende Mensch blieb und durch kluges Nachgeben und durch friedliche Bündnisse wie Heirathen seinem Lande Zuwachs und Macht verschaffte. Er ist eine ritterliche Erscheinung, die echt mittelalterlich poetischen Tiefinn neben

derben Scherzen und Pöffen liebt, und nachdem er sich der oft schwierigen und drohenden Regierungsforgen entschlagen, zu Feder und Pergament griff und sein Leben symbolisch poetisch beschrieb oder mit seinem Hofnarren Kunz von der Rosen Kurzweil trieb. — Dieser wunderbare Mann, den Zeitgenossen als von hohem, prächtigem, ritterlichem Wuchs mit schönem, heiterem, scharfgeschnittenem Gesicht, stets in blauem, silberbesticktem Sammet gekleidet, schildern, war mehr ein intimer Freund und Berather, als ein Diener des Kaisers. Er durfte seinem kaiserlichen Herrn immer die Wahrheit sagen, dem Maximilian wußte, sein Kunz von der Rosen ward oft bitter, nur aus übergroßer Liebe zu ihm, und wenn er vor den versammelten Rittersn ihn, seiner Gutmüthigkeit und Weichheit wegen, einen Kartenkönig nannte, so dachte Maximilian daran, wie Kunz, um ihn aus dem öden Gefängniß zu Brügge zu retten, Nachts über den Stadtgraben schwamm und beinahe von den wüthenden Schwänen getödtet wurde; wie er ein anderes Mal, als sein Weichwater verkleidet, durch eine dreifache Wächterkette in sein Gefängniß drang und ihm Rettung bringen wollte, die Maximilian aber, fest an sein kaiserliches Wort den Rebellen gegenüber haltend, abwies. Kunz von der Rosen war ein echter männlicher, kraftvoller Charakter, edelherzig, feinklug, ein großer Menschenther und scharfer Geist von hervorragender satyrischer Begabung, aber von seinem Spott galt der Ausspruch des Apostels, trotz des stacheligen Wortes redete er zu seinem Kaiser mit Engelszungen, weil er die Liebe hatte. Voll ernster Hoheit gesellte sich Albrecht Dürer, der Maler, zu diesen Beiden; mit dem eindringenden feurigen Künstlerauge, verband sich auch bei ihm ein kindliches Herz und seine kunstreiche Hand bildete mit oft herb charakteristischer Schärfe das bunte Vielerlei seiner Zeit. Er malte auch seinen kaiserlichen Herrn und dessen berühmten Narren und überlieferte deren Bildnisse als große Kunst- und zeitgeschichtliche Kostbarkeiten den späteren Jahrhunderten, so daß er sowol, wie der Kaiser und sein Narr,

in allen Einzelheiten ihrer Erscheinung noch heute unter uns leben. Dem Maler ist es gelungen, uns in einer künstlerisch empfundenen Situation die drei merkwürdigen Charakterköpfe in ihrer ganzen wunderbaren Eigenartigkeit vorzuführen.

Excellenz Schwiegermama.

Novelle von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Die Hoffnungen der Frau von Stegentsch haben sich nicht erfüllt,“ sprach sie zu Magda, gegen welche sie scheinbar etwas freundlicher geworden war. „Ich erwarte, daß Sie über das, was Sie durch Zufall gehört haben, auch jetzt noch das strengste Schweigen beobachten werden. Jetzt können Sie Ihr früheres Zimmer wieder beziehen, da für die Kinder dasselbe bequemer liegt.“

Der Lieutenant von Klinsky kam am folgenden Tage, um den Damen seine Aufwartung zu machen; er war auf das Unangenehmste durch Feodora's Abreise berührt.

„Der Lieutenant,“ sprach die Excellenz, „ich glaube er rathen zu haben, daß Sie sich für die Richte meines Schwiegerjohnes ernstlich interessieren.“

„Ich liebe sie heiß, unaussprechlich!“ versicherte Klinsky, sie unterbrechend.

„Prüfen Sie Ihr Herz noch einmal.“ „Ich weiß, daß ich ohne sie nicht leben kann,“ fuhr Klinsky fort. „Bei der nächsten Gelegenheit wollte ich ihre meine Liebe gestehen — oh, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß sie so bald abreisen würde.“

„Es kam schneller, als wir Alle erwartet hatten — aber kann Sie dies von Ihrem Entschlusse abhalten? Bleibt Ihnen nicht der schriftliche Weg offen? Ich halte denselben sogar für besser,

denn in Ruhe, ohne eine Störung befürchten zu müssen, können Sie Feodora Ihre Liebe gestehen und ich glaube nicht, daß Sie unerschrocken bleiben werden; sie hat Zeit, auch ihr Herz zu prüfen, wenn dies noch nöthig sein sollte."

Klinsky war zwar mit diesem Wege nicht völlig einverstanden, weil die Feder nie das Instrument gewesen war, mit dem er Besonderes geleistet hatte; die Excellenz verstand es indessen, ihm Muth einzufößen und er beschloß, ihrem Rathe zu folgen, denn er war fest überzeugt, daß sie nur sein Glück im Auge habe.

Der Freiherr hatte die beabsichtigte Reise nach London aufgegeben und kehrte von Hamburg früher zurück, als die Excellenz erwartet hatte. Die Mittheilung der Abreise seiner Tante und Feodora's, welche die besten Grüße für ihn zurückgelassen hatten, nahm er schweigend auf, allein das Aufeinanderpressen seiner Lippen und das Zusammenziehen der Brauen verrieth doch, wie peinlich sie ihn berührte. Er hatte mit voller Zuversicht gehofft, sie noch anzutreffen, und war deshalb sogar früher gekommen.

"Es that ihnen wirklich leid, so schnell abreisen zu müssen," versicherte die Excellenz, die Verstimmung ihres Schwiegersohnes bemerkend. "Ein Brief, nach dessen Inhalte ich freilich nicht geforscht habe, rief Ihre Tante ohne Zögern zurück; nach ihrer Versicherung war die Veranlassung indessen keine unangenehme."

Der Freiherr schwieg auch jetzt noch und begab sich auf sein Zimmer. Während der Reise hatte sich sein Unwille über Feodora gemildert. Ihre Heiterkeit während der Unterhaltung mit dem Lieutenant war vielleicht nichts weiter gewesen, als die Folge einer fröhlichen Stimmung; sie amüsierte sich gewiß nur über die barocke Unterhaltung Klinsky's und er hatte dies viel zu ernst und streng genommen. Nicht ein einziges sicheres Anzeichen sagte ihm bis jetzt, daß Feodora den Lieutenant liebe. Sie war demselben gegenüber vielleicht gerade deshalb ganz unbefangen gewesen, weil ihr Herz ruhig dabei geblieben?

Diese Gedanken hatten ihn fortwährend beschäftigt und verließen ihn auch jetzt noch nicht.

Weshalb hatte seine Tante nicht einige Zeilen für ihn zurückgelassen, die ihm den Grund ihrer so schnellen Abreise mittheilten? Sollte seine Schwiegermutter doch vielleicht die Ursache derselben gewesen sein? Ihre Freundlichkeit war nicht im Stande gewesen, ihn zu täuschen; er hoffte hierüber von seiner Tante Aufklärung zu erhalten.

Am folgenden Tage, als der Freiherr soeben von seinem Spazierritte heimkehrte, meldete der Diener ihm den Besuch des Lieutenant's von Klinsky. Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort, dann befahl er, den Lieutenant in sein Zimmer zu führen, denn er war neugierig zu erfahren, was denselben zu ihm führte.

"Herr Freiherr, ich komme selbst, um Ihnen meine Verlobung mit Ihrer Nichte anzuzeigen," sprach Klinsky, als er in das Zimmer trat.

Leo zuckte zusammen, das Blut wich etwas aus seinen Wangen, denn dies hatte er nicht erwartet. "Mit Feodora?" fragte er.

"Ja, mit Feodora," fuhr der Lieutenant in der glücklichsten Stimmung fort. "Nachdem sie abgereist, habe ich ihr geschrieben, wie unansprechlich ich sie liebe und daß ich ohne sie nicht leben könne, und heute Morgen hat sie mir geantwortet, daß sie die Meinige werden will. Oh, ich bin unjagbar glücklich!"

"Dann brauche ich Ihnen kaum noch Glück zu wünschen," sprach Leo, indem er sich gewaltsam zusammenraffte, um seine Ruhe zu bewahren.

"Nein, nein, ich habe bereits alles Glück!" rief Klinsky. "Nun, dann will ich wünschen, daß dasselbe durch nichts gestört werde," fuhr Leo fort. "Sie sind noch jung, Herr Lieutenant, Ihre Verlobungszeit kann eine Geduldsprobe für Sie und Feodora werden, denn es dürfte noch manches Jahr vergehen, ehe Sie sich heirathen können; ich wünsche aufrichtig, daß Sie beide diese Probe gut bestehen."

Klinsky blickte den Freiherrn erstaunt an. "Weshalb soll noch manches Jahr vergehen, ehe wir uns heirathen?" fragte er. "Ich werde Feodora schreiben und bitten, daß wir uns bald verbinden."

"Ah, dann bin ich im Irrthum, Herr Lieutenant. Ich glaubte, Sie besäßen kein Vermögen und die Officiere haben ja bei ihrer Verheirathung ein bestimmtes Vermögen nachzuweisen."

"Ich, ich besitze allerdings kein Vermögen," erwiderte Klinsky verlegen, "allein — allein —"

Er beendete seine Worte nicht.

"Nun, meine Nichte besitzt auch keines," bemerkte der Freiherr. "Was sie nach dem Tode ihrer Mutter zu erwarten hat, ist sehr gering. Ich darf Ihnen das offen gestehen, weil ihr daraus ja Niemand einen Vorwurf machen kann."

Halb bestürzt und halb zweifelnd, blickte Klinsky den Freiherrn an.

"Sie ist ja reich!" rief er.

"Wer hat Ihnen das gesagt?"

"Die Excellenz."

"Meine Schwiegermutter?" wiederholte Leo.

"Ja wohl."

"Wann?"

"An dem ersten Gesellschaftsabend hier."

"Ah!" rief der Freiherr unwillkürlich, denn mit einem Male durchschaute er die Intrigue der Excellenz. Die Verlobung des Lieutenant's mit Feodora war ihr Werk — damit sie nicht die Seinige werde.

"Meine Schwiegermutter hat Ihre Verlobung mit Feodora sehr begünstigt?" fügte er fragend hinzu.

"Ja, allerdings," erwiderte Klinsky halb verwirrt, denn die Nachricht, daß Feodora kein Vermögen besitze, hatte ihm die Fassung geraubt.

"Meine Schwiegermutter ist über Feodora's Vermögensverhältnisse jedenfalls nicht genau unterrichtet gewesen," fuhr der Freiherr fort, "daß ich es bin, können Sie wol voraussetzen, und ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen. Auf einen edlen Charakter kann dies ja keinen Einfluß ausüben und ich hoffe, daß Sie Feodora trotzdem noch ebenso innig lieben werden."

"Gewiß, gewiß," versicherte Klinsky, obgleich er kaum wußte, was er sprach.

In auffallend schneller Weise entfernte er sich.

Der Freiherr war in heftigster und erbittertster Aufregung, denn eine so offene und sie selbst so sehr blossstellende Intrigue seiner Schwiegermutter hatte er doch nicht erwartet. Sie wünschte seine Wiederverheirathung nicht, damit sie die Herrschaft im Hause behalte. Bereitwillig hatte er ihr dieselbe bis jetzt überlassen; das Eingreifen in seine Angelegenheit empörte ihn.

Ohne sich zu beruhigen, begab er sich in den Salon, in dem er die Excellenz zu finden hoffen durfte, und er täuschte sich nicht.

"Hat Ihnen der Herr Lieutenant von Klinsky seine Verlobung mit Feodora angezeigt?" fragte er mit scheinbar ruhigem Lächeln.

"Seine Verlobung mit Feodora?" wiederholte die Excellenz mit der Miene der größten Ueberraschung, während ihr Auge freudig zuckte. "Ich habe keine Ahnung davon."

"Ich finde es sehr undankbar von ihm, da diese Verlobung doch Ihr Werk ist," bemerkte Leo bitter.

"Mein Werk?" fragte die Excellenz betroffen. "Ich begreife in der That nicht —"

"Ja, Ihr Werk!" unterbrach sie der Freiherr fast heftig.

"Sie befürchteten, daß Feodora mein Herz gewinnen könne und suchten dies zu hintertreiben. Sie hätten den Lieutenant wenigstens nicht täuschen und ihm nicht sagen sollen, daß Feodora reich sei, da Sie sehr genau wissen, daß dies nicht der Fall ist. Vielleicht haben Sie Feodora in ähnlicher Weise getäuscht, was ich ja erfahren werde!"

"Lieber Herr Sohn," fiel die Excellenz ein, indem sie sich emporrichtete und in die Brust warf.

"Es ist wol am Besten, wir brechen dies Gespräch vorläufig ab," sagte der Freiherr kurz. "Ich will nur noch hinzufügen, daß ich in meinem Hause solche Intriguen nicht liebe und nicht dulden werde!"

Er hatte diese Worte heftig und mit größter Strenge gesprochen, dann wandte er der Excellenz den Rücken und verließ den Salon.

Die Frau Minister blieb regungslos stehen. Sie zitterte vor Zorn, denn so heftig war ihr Schwiegersohn nie gegen sie gewesen, und doch durfte sie nicht wagen, ihm die Spitze zu bieten. Das Gefühl, daß ihre Intrigue vollständig entdeckt und durchschaut war, wirkte wie lähmend auf sie, und völlig erschöpft sank sie in einen Sessel.

6.

Der Freiherr dinierte mehrere Tage lang allein auf seinem Zimmer und wich seiner Schwiegermutter aus, denn die Intrigue derselben hatte ihn zu tief verletzt. Hätte er nicht auf seine Kinder Rücksicht nehmen müssen, so würde er sie gebeten haben, sein Haus zu verlassen.

Der Excellenz erschien das Benehmen des Freiherrn unverantwortlich, weil er durch dasselbe der Dienerschaft verrieth, daß ein Streit zwischen ihnen stattgefunden. Ihr Stolz fühlte sich beleidigt und sie mußte sich auch selbst gestehen, daß sie sich durch die Unwahrheit über Feodora's Vermögen eine starke Blöße gegeben.

Die Dienerschaft hatte indessen nicht durch das Abschließen des Freiherrn Kenntniß von dem Vorgefallenen erhalten, sondern durch Lisette, welche in dem Nebenzimmer des Salons das ganze Gespräch belauschte und selbstverständlich sofort wiedererzählte, denn diese Demüthigung der Frau Minister gereichte Allen zur Genugthuung.

Es herrschte in dem Hause eine schwüle, bange Stimmung, wie vor dem Ausbruche eines Gewitters. Am meisten litt darunter Magda: denn weil sie die Verhältnisse am klarsten durchschauen konnte, ließ die erzürnte Excellenz an dieser ihren ganzen Groll aus. Sie wollte zeigen, daß sie trotz der Uneinigkeit mit ihrem Schwiegersohn noch die Herrschaft im Hause führe und kränkte Magda bei jeder Gelegenheit absichtlich.

Magda ertrug es mit unerhütterlicher Geduld, so heftig und leidenschaftlich es auch in ihr wogte, als aber eines Morgens, weil sie ein besseres und hellfarbiges Kleid angezogen, die Excellenz in sehr üblen Laune ihr sagte, ein solches Kleid gezieme sich nicht für eine Dienerin, zumal wenn dieselbe verwachsen sei, da reichte Magda's Kraft der Duldung nicht mehr aus. Sie eilte in den Garten, um sich dort ungestört auszweinen und zu sammeln. Sie trug einen so unverzöhnlichen Haß gegen die hochmüthige Frau in sich, daß sie zu Allem fähig war, wenn sie sich nicht in den strengsten Schranken hielt.

Magda weinte leidenschaftlich und heftig. Der Morgen war rauh und unfreundlich; sie empfand es nicht, daß der Wind kalt über ihr Gesicht hinfuhr, denn in ihr glühte es. Die tiefsten Demüthigungen hatte sie durch die stolze Frau bereits erfahren und doch mochte sie ihre Stellung nicht aufgeben, doch wollte sie ausharren; vielleicht kam einst der Tag, an dem sie der hochmüthigen Alles heimzahlen konnte.

Auf einem engen, durch junge Tannen eingefassten Wege schritt sie auf und ab; hier konnte sie Niemand sehen. Plötzlich, als sie auf dem Wege sich wandte, stand der Freiherr vor ihr. Halb erschreckt zuckte sie zusammen und senkte den Blick.

Die Erregung hatte ihre blassen Wangen leicht geröthet, ihre Augen waren noch von Thränen feucht, es lag auf ihren nicht schönen Zügen ein Hauch der Trauer und Duldung. "Fräulein, weshalb weinen Sie?" fragte der Freiherr.

Dies war das erste Wort, welches er an sie richtete, und seine Stimme klang theilnehmend, weich. Ihre Brust athmete schnell.

"Weshalb weinen Sie?" fragte der Freiherr noch einmal.

Magda schlug langsam ihr großes Auge auf, es begegnete flüchtig dem Blicke des Freiherrn und senkte sich wieder. Sie schwieg noch immer.

"Haben Sie so wenig Vertrauen zu mir?" sprach der Freiherr.

Magda kämpfte sichtbar mit sich.

"Ich kann es nicht sagen," entgegnete sie dann und eilte davon.

Der Freiherr blieb stehen und blickte ihr nach; sie hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, von dem er sich noch keine Rechenschaft geben konnte. Ihre Züge waren nicht hübsch, und doch lag in dem langsamen Aufschlagen ihres Auges ein unennbarer Zauber, ihr Gesicht hatte im Schmerze einen madonnenartigen Hauch.

Zufällig hatte er die harten Worte, welche die Excellenz ihr gesagt, gehört und war ihr in den Garten nachgeeil.

Wie leicht und zierlich erschien ihm ihre Gestalt, als er ihr nachschah! Sie war in der That nicht verwachsen, sie hielt die eine Schulter nur etwas schief, das war Alles, und konnte dies nicht die Folge einer nachlässigen Haltung sein?

Er begriff, wie tief Magda durch seine Schwiegermutter gekränkt war, ihre heftigen Thränen hatten es deutlich genug verrathen, und doch war kein Wort der Klage über ihre Lippen gekommen.

Er schritt auf demselben Wege, auf dem Magda ihrem Schmerze freien Lauf gelassen hatte, langsam auf und ab und unwillkürlich beschäftigten sich seine Gedanken mit dem ihm bisher ganz gleichgiltigen Mädchen. Welche Demuth und Milde gehörten dazu, um die Launen und herrschsüchtige Strenge seiner Schwiegermutter zu ertragen! Sie hatte Magda eine Dienende genannt, und doch hatte diese so viel Bildung gezeigt, daß sie kein Wort der Klage gesprochen.

War es nicht seine Pflicht, die Unschuldigen gegen die Launen und Ungerechtigkeiten seiner Schwiegermutter zu schützen? Es durchzuckte ihn ein leichtes Gefühl der Beschämung, weil er sie auch nicht anders als eine Dienerin angesehen, denn bis zu dieser Stunde hatte er noch kein Wort mit ihr gesprochen, und doch war sie die Erzieherin seiner Kinder.

In einer Mißstimmung, die aus seinem Innern kam und über welche er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, verließ er den Garten.

Er kam des Mittags wieder zu Tisch. Seine Schwiegermutter nahm sich außerordentlich zusammen und war aufmerksamer gegen ihn, als früher, dennoch konnte er sich an diesem Mittage kaum entschließen, ein Wort mit ihr zu sprechen. Ihr scharfes Auge ruhte forschend auf seinen Zügen, sie vermochte trotzdem den Grund seiner Mißstimmung nicht zu errathen, da sie nicht wußte, daß er ihre harten Worte gehört, und noch weniger, daß er mit Magda im Garten gesprochen.

Als der Freiherr Magda am folgenden Tage im Garten, wo sie mit den Kindern spazieren ging, begegnete, grüßte er sie freundlich; auch diesmal schlug sie die Augen nieder und schritt, sich verbergend, vorüber. Er blickte ihr nach. Sie trug ein hochantliegendes dunkles Kleid, welches die Zierlichkeit ihrer Gestalt deutlich hervortreten ließ; in ihrem Gange lag etwas Schwebendes und Leichtes. Vergebens suchte sein Auge nach der schiefen Haltung ihrer Schulter. Hatte sie dieselbe überwunden oder wurde sie durch das Kleid verborgen? Und das, was er jetzt nicht einmal zu erkennen vermochte, hatte seine Schwiegermutter "verwachsen" genannt!

Das Wort blieb in ihm haften; ohne seinen Willen mußte er oft daran denken und die ungerechte Härte der Excellenz trat ihm immer schroffer entgegen.

Er beschäftigte sich an diesem Tage mehr als sonst mit der kleinen Agathe, und als das Kind ihm von seiner Erzieherin erzählte, hörte er lächelnd zu. Er vernahm so manche kleine Züge aus Magda's Charakter, welche mit ihrem stillen, demüthigen Wesen durchaus übereinstimmten. Es gewährte ihm ein psychologisches Interesse, aus diesen Einzelheiten sich das Bild ihres Innern aufzubauen, und dasselbe fiel sehr günstig aus, umhaucht von den Zügen edler Weiblichkeit.

Einige Tage später fesselte ihn Unwohlsein an das Haus. Am Abende ruhte er halb träumend auf dem Sopha, das Buch, in dem er gelesen, lag aufgeschlagen ihm zur Seite, denn das Lesen ermüdete ihn. Er hatte die Fenster geöffnet, weil die Luft im Zimmer ihm schwül erschien. Es war auch für den Spätherbst auffallend warmes Wetter; an dem bedeckten Himmel schien in der Ferne ein Gewitter aufzuziehen. Sein Zimmer lag nach dem Garten hinaus, von dem Geräusche der ohnehin wenig belebten Straße drang kein Laut zu ihm. Es war Alles still, ruhig, auch in dem Hause, wo ja jeder Tritt durch Teppiche gedämpft wurde.

Plötzlich vernahm er eine tiefe, schöne Altstimme, die ein einfaches Volkslied sang. Es lag ein weicher, wunderbarer Klang in der Stimme, eine Innigkeit, die in seiner Brust einen tiefen Widerhall fand. Die Sängerin hatte den halb kindlichen und halb schwermüthigen Ton des Volksliedes getroffen. Fand dies Lied deshalb, weil seine Stimmung durch das Unwohlsein und Alleinsein eine milde war, einen so tiefen Anklang bei ihm? Er glaubte, nie ein schönerer gesungenes Lied gehört zu haben.

Als der letzte Ton verhallt war, blieb er regungslos liegen, weil er hoffte, die Sängerin werde fortfahren. Es blieb indessen still.

Erst jetzt beschäftigte ihn die Frage, wer das Lied gesungen haben könne. Er erhob sich und trat an das Fenster — im Garten bemerkte er Niemand. Es blieb fast nur die Annahme, daß seine Schwiegermutter Besuch habe und daß bei ihr gesungen worden. Im Geiste ließ er die Damen, mit denen die Excellenz verkehrte und bekannt war, an sich vorüberziehen — er fand keine, welche sich durch ihren Gesang auszeichnete und im Stande gewesen wäre, ein Lied so seelenvoll vorzutragen.

Er beschloß, die Excellenz am folgenden Mittage nach der Sängerin zu fragen; da sein Unwohlsein am anderen Tage indessen nicht gehoben war, speiste er allein auf seinem Zimmer und bekam die Frau Minister gar nicht zu sehen.

Als der Abend hereingebrochen, öffnete er das Fenster, obgleich es weniger warm war, hüllte sich in einen Plaid und legte sich auf das Sopha, in der Hoffnung, dem Gesange wieder lauschen zu können.

Halb in Gedanken hatte er dies gethan, dann mußte er über sich selbst lächeln. War es nicht eine Thorheit, darauf zu hoffen? Konnte er erwarten, daß seine Schwiegermutter wieder Besuch haben werde? Er würde das Fenster geschlossen haben, allein er fühlte sich behaglich und die einströmende Luft that ihm wohl.

Fast schlummernd lag er da. Plötzlich fuhr er empor — ein Ton war in sein Ohr gedrungen — er wählte zu träumen — deutlich vernahm er die Sängerin vom Abende zuvor und sie sang dasselbe Lied, ebenso weich und seelenvoll.

Mit dem letzten Tone des Liedes, der in der Abendstille langsam verhallte, schien die Sängerin gleichsam eine Klage in die Luft gehaucht zu haben, halb traurig, halb kindlich bittend.

Erregt sprang er auf, denn das Lied hatte ihn wunderbar erfaßt, er eilte an das Fenster — im Garten war Alles still. Er wollte dem Diener schellen und durch ihn nach der

Sängerin forschen lassen; er hatte die Hand bereits nach der Glocke ausgestreckt, dennoch ließ er sie wieder sinken, denn er wollte sich Interesse an dem Gesange nicht verrathen, ehe er die Sängerin nicht kannte, und am wenigsten dem Diener.

Er schloß das Fenster und schritt im Zimmer auf und ab. Es war durch das Lied eine Stimmung in ihm erweckt, die durch sein Unwohlsein noch gesteigert wurde — er fühlte sich allein. Hatte er jetzt, wenn er erkrankte, eine Hand, die ihn aus Liebe pflegte? Es widerstrebte ihm, solche Dienste von einem Bezahlten anzunehmen, und von seiner Schwiegermutter würde er sie am wenigsten gewünscht haben, da er sich nicht verhehle, daß sie Alles aus selbstthätiger Berechnung that. Wäre er verheirathet, würde dies anders sein!

Unwillkürlich glitten seine Gedanken über die jungen Damen, die er kannte, hin; sein Herz wandte sich von allen ab, er hatte die meisten nur in Gesellschaftstoisette gesehen und ihn verlangte nicht nach einer gepuhten Dame, sondern nach einem stillen, liebenden Wesen mit weicher Hand und weichem Herzen, nach einem Weibe, das die stillen Räume seines Hauses belebte und darin seinen Frieden suchte.

Am folgenden Mittage speiste er wieder mit der Excellenz zusammen. Sie bebauerte mit den scheinbar aufrichtigsten Worten sein angegriffenes Aussehen.

Fast ungeduldig lehnte er die Fragen nach seinem Befinden ab.

„Wer ist die Sängerin, welche an den beiden letzten Abenden das Volkslied gesungen hat?“ fragte er endlich.

Die Excellenz ließ einen schnellen, prüfenden Blick über ihn hingleiten und gab sich den Anschein, als ob sie sich eines Volksliedes gar nicht entsinne.

„Es wurde von einer schönen Altstimme in einer ergreifend innigen Weise gesungen,“ fügte der Freiherr hinzu. „Sollten Sie es nicht gehört haben?“

„Doch, ich entsinne mich,“ gab die Excellenz, als ob es sich um eine ganz gleichgültige Zufälligkeit, die nicht auf das geringste Interesse Anspruch machen konnte, handelte, zur Antwort. „Agathens Erzählerin hat an den beiden Abenden gesungen.“

„Ein Volkslied?“ forschte der Freiherr weiter, zweifelnd, daß Magda die Sängerin sei, die er gehört.

„Ganz recht, sie hat, so viel ich mich erinnere, ein Volkslied gesungen,“ lautete die Antwort.

„Und sie besitzt die schöne Altstimme?“ fragte Leo erstaunt.

„Ja, sie singt Alt,“ erwiderte die Excellenz, während ihr Blick den Schwiegerjohn spähend streifte.

„Ihre Stimme ist eine auffallend schöne und ich habe nie mit einem so seelenvollen Ausdrücke singen hören!“ rief der Freiherr, den die ruhige Gleichgiltigkeit und Geringschätzung seiner Schwiegermutter ärgerte. „Ich hätte am wenigsten bei der zarten Gestalt eine so volle und starke Stimme vermuthet.“

„Ich habe in der That nicht genau darauf geachtet,“ bemerkte die Excellenz ablenkend und schickte dem Diener, damit er den Nachtsch bringe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vortheil häßlich zu sein.

(Nach Dumphie's „Wildfire“.)

Es würde so Manchen zum Trost gereichen, wenn sie sich davon überzeugen wollten, wie viel vortheilhafter es ist, anstatt hübsch, häßlich zu sein. Die praktische Erkenntniß dieser unleugbaren Wahrheit würde jede Selbsttäuschung und die damit verbundenen Uebel bannen und unzählige unsern Gemüthsfrieden bedrohende Illusionen zerstören. Es dürfte wahrlich Zeit sein, die Schönheit, des vielen Zwiespalts wegen, das sie in die Welt gebracht, vor Gericht zu fordern und die Ansprüche der Häßlichkeit an die Bewunderung des Menschen in das rechte Licht zu setzen.

Wenden wir zurück auf die geschichtlichen Ereignisse bis in die früheste Periode, so wird sich herausstellen, daß zu allen Zeiten und in allen Klimaten die Schönheit dem Menschen zur Dual und zum Spott gereichte; denn die unzuverlässige, treulose Sirene machte ihn überall zu ihrem bedauernswürdigen Sklaven. Thretwegen sind die Bande der Verwandtschaft geleugnet, die zartesten Verpflichtungen der Freundschaft mit Füßen getreten und alle göttlichen und menschlichen Gesetze mißachtet worden. Durch sie veranlaßt, wurden die heftigsten Verbrechen verübt, tödliche Feindschaften unterhalten, die unrechtmäßigsten Kriege geführt.

Wie die ganze Geometrie sich auf den Punkt zurückführen läßt, so kann alle Trübsal des Menschen aus der Schönheit und ihrem Princip hergeleitet werden. „Wie glücklich würden wir Alle in die Paradiese sein können, wenn wir nie das Licht der Welt erblickt hätten!“ rief neulich Jemand, von Philosophie und Kunst begeistert, aus. Und wahr ist es. Was half Salomo alle seine Weisheit gegen die Macht der Schönheit, und was erlitt nicht Simson unter den Händen der Delila! Das untergangene Troja könnte noch heute eine der blühendsten Städte sein, wären die Trojaner nicht alle toll vor Entzücken über die Schönheit der goldhaarigen Helena gewesen.

Orlando verlor den Verstand bei Angelika's Reizen, Antonius bei Kleopatra. Der Tetrarch Herodius wurde durch die Schönheit einer hübschen Tänzerin sinnlos verwirrt.

Die Philosophen des Alterthums veräumelten auch nicht, ihre Schüler vor den verführerischen Lockungen der Schönheit zu warnen. Aristoteles erklärt: daß ein anmuthiges Aeußeres der beste Empfehlungsbrief sei, was beinahe auf dasselbe herauskommt, als ob eine hübsche Persönlichkeit mehr gelte, als ein guter Charakter. Plato verlangt, daß der schöne Mensch sich stets daran erinnere, nicht durch sich selbst, sondern nur durch die Günst der Natur im Besitz dieses Vortheils zu sein; aber, da weder ein schönes Weib, noch ein schöner Mann auf sein Verlangen achtete, so hätte er seine Weisheit für sich behalten können.

Sokrates nennt die Schönheit eine kurzlebige Tyrannei, was sie auch unzweifelhaft ist, und Theophrastus bezeichnet sie als einen stillen Betrug, weil sie ohne Worte imponirt. „Die Schönheit gleicht den Sommerfrüchten, welche leicht Flecke bekommen und sich nicht halten,“ sagt Lord Bacon.

Um die ganze Werthlosigkeit der Schönheit einzusehen, müssen wir ihren phantastischen und capriciösen Ursprung und ihre kurze Lebensdauer in das Auge fassen.

„Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten,“ sagt das Sprichwort. Daraus geht hervor, daß die Schönheit nichts Positives an sich ist, keine Gabe oder Eigenschaft, über die man verschiedener Meinung sein kann, sondern eine Art Vision, eine Geburt der Phantasie, wenigstens in den meisten Fällen. Aber selbst zugegeben, es sei anders, und die Schönheit müsse als solche allgemein anerkannt werden, worin beruht ihr Werth? Heute noch schön, morgen schon welk — der Duft und Reiz einer Minute.

Das ist das Schicksal der Schönheit; hier und überall unter der Sonne stirbt sie dahin als das flüchtigste aller Wesen. Und nicht genug, daß sie sich selber täuscht, sie täuscht auch Andere. Wo hat man jemals eine schöne Frau gesehen, das sich nicht auch ihrer Macht bewußt war? Wie viele Männer haben wir nicht kennen gelernt, die ehemals ganz vernünftig, aber durch die Bewunderung schöner Frauen wahrhaft sinnverwirrt wurden. Das bejammernswürdigste Wesen der Menschheit ist unzweifelhaft der Mann mit einem sog. „Puppentopfe“. Keinem der beiden Geschlechter angehörend, gereicht er beiden zum Nachtheile. Ein Mann hat das Privilegium, häßlich zu sein; freilich ist es unrecht, wie Madame Staël sehr richtig bemerkt, dieses Vorrecht zu mißbrauchen, aber immerhin ist es besser für den Mann, daß er häßlich wie Thersites, statt schön wie Narzissus sei. Was mich betrifft, so bekenne ich offen, daß ich mich in Gegenwart eines schönen Mannes immer unbehaglich und stets verächtlich fühle, ihn auf den Fuß zu treten. So groß ist der demoralisirende Einfluß der Schönheit, daß eine Zauberin, der nur eine Stunde Lebenszeit gegönnt ist, in dieser kurzen Frist alle Herzen und Köpfe berückend und Jedem den Verstand verwirrend, mehr zu sündigen vermag, als Andere in Jahrhunderten.

So viel, was die Schönheit betrifft, und nun zur Häßlichkeit. Diese hat zwei hochzuschätzende Eigenschaften, erstens ihre gerade Ehrlichkeit, und zweitens ihre unverwüßliche Dauer. Die Häßlichkeit kennt keinen Humberg; sie ruft keinen Widerspruch wach, sie ist keine Geschmacks-, sie ist eine Thatsache. Jedermann ist bei ihrem Anblick gleicher Meinung; ihre reine Echtheit ruft keine Streitigkeiten hervor. Häßlichkeit ist eben Häßlichkeit und damit Punctum. Sie trägt keine Maske, sie schmückt sich nicht mit fremden Federn; sie zeigt sich als das, was sie ist. Sie ist außerdem achtungswerth, und obwohl unangenehm, doch nicht abschreckend. Die Schönheit liegt nur auf der Oberfläche, wie alle Welt weiß; die Häßlichkeit aber dringt tiefer. Hübsch ist, wer sich hübsch benimmt — das sei der Trostspruch aller Häßlichen. Die Schönheit der Schönen besteht meist nur in ihrer Einbildung.

Wie oft überzeugten wir uns nicht von dem Unverwüßlichen der Häßlichkeit im Gegensatz zu der Schönheit. Wir trennten uns von einem schönen Menschen, blieben acht bis zehn Jahre auswärts und sahen uns bei unserer Rückkehr vergebens nach der früheren Schönheit um. Ein andermal nahmen wir Abschied von einem Häßlichen, lehrten nach einer ebenso langen Zeit zurück und fanden ihn noch zehnmal häßlicher als zuvor. Wie oft vernimmt man nicht bei dem Anblick einer früheren Schönheit die melancholische Bemerkung: „Sie muß sehr hübsch in ihrer Jugend gewesen sein.“ Bei einer Häßlichen wird Niemand eine Bemerkung über die Vergänglichkeit ihrer Reize machen können. Im Gegentheil, die Leute werden sagen: „Die Gute wird immer häßlicher; ich erinnere mich, sie in ihrer Jugend erträglich gefunden zu haben, jetzt aber ist sie wie eine Gorgone. Die Schönheit verschwindet wie der Schmelz einer Pflaume; die Häßlichkeit ist unzerstörbar wie ein Stein; die treueste Freundin des Menschen, verbleibt sie ihm bis zum Ende seiner Tage. Es bedarf keines Balsams, um sich hübsch zu erhalten. Und, was die Seelenheiterkeit der Häßlichen betrifft, so ist sie ungleich größer und ungetrübt als die der Schönen. Zu einer ihrer größten Herzensfreunden gehört wol, daß sie keines feindlichen, den Weltfrieden von Zeit zu Zeit störenden Conflictes wegen zur Rechenschaft gezogen werden kann. Kein Blut wurde je ihretwegen vergossen. Wer erlebte es, daß ein Duell wegen einer Häßlichen stattfand oder gar zwei Nationen sich einer solchen wegen bekämpften; die bloße Annahme ist abenteuerlich. Noch können die Kümmernisse und Sorgen, welche mit der Ehe verbunden sind und manchen Mann aus dem Hause treiben, den Häßlichen zum Vorwurf gemacht werden. „Eine häßliche Frau ist für mich ein Mann,“ sagt Theophile Gautier, und ich bin ganz seiner Ansicht; „ich würde ebenso gern den König von Dahoman heirathen wie ein häßliches Mädchen. Es ist schlimm, daß die Männer solche Vorurtheile haben; aber es ist einmal nicht zu ändern. Und doch waren einige der anständigsten Männer wie Frauen meiner Bekanntschaft so häßlich, als wären sie behext. Nicht an der Schönheit, an der Häßlichkeit hat man eine dauernde Freude. Für häßlich ausgehrieben zu sein, hat schon einen Reiz, der die Einbildungskraft im höchsten Grade erregt. So erzählt Lord Byron, daß ein unverzämblicher Droschkentischer auf seine andere Art zur Vermittlung zu bringen war, als indem man ihn star an sah und nachdem man seine Gesichtszüge eine Weile examinirt, die Versicherung gab, daß er der häßlichste Mensch auf Erden sei. Der Kutscher wußte das Compliment zu schätzen, und war mit seinem Fahrgelde zufrieden.“

Nur der Häßliche verdient Bewunderung. Es kann vorkommen, daß man eine häßliche Frau in hohem Grade bewundert und doch nicht den Muth hat, sie zu heirathen.

Du, liebe Leserin, bist schön, das weiß ich gewiß, Du wirst mich daher nicht der Schmeichelei zeihen, wenn ich Dich auf Dein Gewissen frage, ob nicht einige der lebenswürdigsten und edelsten Personen Deiner Bekanntschaft grundhäßlich waren? Sicherlich war dies der Fall. Es mag egoistisch klingen, wahr ist es jedoch, ich habe immer die Häßlichen vor allen Anderen gern gehabt. Abgesehen von dem Reize ihrer Unterhaltung, die nichts von jener Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit hat, welche so oft das Gespräch mancher Schönen unangenehm machen, gewährt es mir einen großen Genuß, in den Zügen der Häßlichen zu lesen. Es liegt oft eine unerträgliche Monotonie in einem schön geschnittenen Gesicht, dessen Regelmäßigkeit zu betrachten geradezu ärgerlich ist. Die Häßlichen, und sie allein, sind malerisch. Die Unregelmäßigkeit in ihren Zügen ist bei ihnen das, was die wellenförmigen Erhöhungen für den künstlerischen Eindruck einer Landschaft sind.

Anastasius Grün.

Ein Erinnerungsblatt von P. v. Radics.

(Schluß.)



Unumachtmlich vollendeter Wiederdichtung hat Anastasius Grün auch die Frauengestalten der slovenischen Volksmuße treu und wahr nachgebildet. Am reizendsten im Original wie in der Copie ist aber „Gregor's Schwester Menka“. Gregor ist in der Türken Schlacht spurlos verschwunden, da nach ihrem Hause des Türkenkajfers junger Knecht; sie fragt ihn, ob er den Bruder nicht gesehen und schildert sein Aeußeres, darauf der Knecht ihr erwiedert, die Türken hätten todgeschlagen solchen Mann.

Was that darauf Menka sein, Menka, Gregor's Schwesterlein? Sie läuft ins helle Kämmerlein, In lang Gewand den Leib sie hält, So lang, daß bis zur Fer' es quillt. Mit Blumen ist es ausgefüllt, Mit Seidenschürzen ist's geschmückt. Sie hat sich ganz so angelegt, Wie sich ihr Bruder Gregor trägt, Ein rothes Käppgen sie bedeckt, Ins Käppgen sie drei Federn steckt. Drei Kranichfedern mögen's sein, Schnallt um ein blantes Säbelein, So blank als wie der Sonnenschein, Und ein Scheermeißer scharf und fein. Inmitten eine Schlange liegt Und Feuer aus der Spitze fliegt. Mit Schlangenblut ist es gefärbt, Die Türken hat sich's anserwärbt. Sie geht zum lichten Stall hinein, Da faltet sie ein Köffelein, Das schnellste flintste Köffelein. Drauf in die Bügel sie sich schwingt, Ihn hurtig auf den Rücken springt. Wie Vogelstung so faust sie fort Bis fern ins Türkenlager dort.

Sie sprengt im Lager kreuz und quer, Ihr Säbel trifft die Türken schwer, Das hinter ihr sie sinken her, Wie Korn wol hinter Schmittern knickt, Wie Gras wol hinter Wädhern nickt, Wenn Gott ein gutes Jahr geschickt.

Der Türkencazar ist erbozt darüber, daß ihm die Seinen vorgelogen, „Gregor“ sei getödtet; da tritt Menka vor ihn hin, die weibliche Eitelkeit gewinnt, nachdem ihr Nachgedurst gesättigt, die Oberhand und sie lüftet ihr Gewand und ihre Haare, und ihrer Gestalt Reize dem Türkencazare weisend, fragt sie ihn:

Hat solche deine Kaiserin? —

Mit derselben „gewissenhaften Achtung und Treue vor dem Volksliede“, wie in der Nachdichtung der Volkslieder aus Krain, hat Anastasius Grün auch den Volksgeist Altenglants in dem Balladentrang: „Robin Hood“ erfaßt und wieder gegeben.

Die holde Königin des Mai, die Fürstin der altenglischen Maifeste, eine der Hauptfiguren im volkstümlichen Morristanz,

Ein lieblich Kind von edlem Geschlecht, Maid Marian war sie genannt, Sie lebte in Nord, von Ritter und Vord Gepriesen im ganzen Land.

In Pagenverkleidung sucht sie den Geliebten Robin Hood im lustigen grünen Wald; er begegnet ihr, gleichfalls verkleidet, sie kämpfen und verwunden sich.

„Halt ein, halt ein!“ rief Robin Hood, „Sei meiner Schaar ein Glied, Leb in Waldeshut mit Robin Hood Beim Nachtigallenlied.“

Marian, als sie die Stimme hört, Wirft die Verkleidung fort, Mit holdem Gruß, mit süßem Kuß Erwartet sie sein Wort,

und sie lebten voll Fröhlichkeit

In lustiger Schützenschaar, Wol ohne Land von der eigenen Hand Und lebten so manch Jahr. —

Eine zweite Frauengestalt im Balladencyklus von Robin Hood ist die Königin Katharine, die beim großen Schützensfest auf Nottinghamsfeld die Partei Robin Hood's nahm, den sie aus Nottingham mit seinen Leuten holen ließen. Er und „seine Leut“

Sie zogen all' in Dinkolngrün, Haargleich, wie er's gebot, Die Hüte schwarz, die Federn weiß, Er selbst in Scharlachroth.

Einen Mantel grünen Dinkolntruchs hatte Robin Hood ans Nottingham dem Pagen, der ihn gesucht, mitgegeben als Ehrengabe an die Königin Katharine. Robin schoß beim Feste selbst kunstvoll den Pfeil ab und die Königin hieß ihn und seine Leute willkommen.

Die Königin Katharine von England geleitet uns in die Gallerie der historischen Frauengestalten.

Eine Elisabeth eröffnet sie, eine Elisabeth schließt sie. Herzog Otto der Fröhliche von Habsburg (gest. 1339), der Fürst im „Paffen von Rahlberg“, hatte „Elisabeth das Fürstenkind“ im „Bairerland erminnt“ und führte sie heim auf das Schloß am Leopoldsberg vor den Thoren Wiens.

Durch haine lustiger Arkaden Hinstritten sie zum Frauengaden. Ein ganzer Thurm ward zum Gemach, Da schimmert kostbar Frau' ugeräth, Benedigerpiegel, bunte Schreine, Spinnräder auch von Elfenbeine, Sammtstühle, kunstreich ausgemäht, Der Fuß jagt auf dem Teppich bunt, Der Strich ward zum Blumengrund. Im Eck die goldne Darie steht, Die Vöglein schimmern noch in den Saiten, Die einst um jene Blumen gleiten. Ob auch kein Schmund, kein Krantzstrick fehle, Ein Frauengemach empfängt doch nur Die Schönheit von der Frauenzele, Liebreiz durch ihres Wirkens Spur.

— Liebtich wie ein Maientrahl Entret des Herzogs jung Gemach,

Das Grüßen ihres Mundes Klang
Wie aus den Höhn der Verde Sang.
Das Reigen ihres Mundes war,
Als neigte sich im Frühlingshauch
Ein blütenreicher Rosenstrauch
Zu schlichter Haideblumenhaar.

Anastasiu Grün machte zum Pfaffen von Kahlenberg gewissenhafte historische Studien; hierzu hat ihm Venau von einer Gebirgsreise aus Neuberger (in Steiermark), wo Otto der Fröhliche und seine Gemahlinnen Elisabeth und Anna und ein paar Kinder begraben liegen, Daten geschildert, „soviel er hatte austreiben können“.

Der schönen und geistesstarken Leonor von Portugal, „Lisboa's stolzer Tochter“, der Gemahlin Kaiser Friedrich III., die Wien nie mehr betreten, nachdem Wiens Bürger ihren Gatten in seiner eigenen Burg eingeschlossen hatten, die es aber, in Wiener Neustadt fortan Hof haltend, trotzdem strenge unterjagte, hiervon ihrem Sohne Max je eine Erwähnung zu machen, ihr hat Anastasiu Grün, als er den „letzten Ritter“ besungen, ein glänzend Denkmal errichtet in den wenigen Versen:

Aus blankem Marmorbecken dort in der Burgkapell'
Floß heut' auf's Haupt des Knäbleins des Weibbrunn's heil'ger Quell;
Da hob der Bischof Salzburgs die Wäde himmelan:
„In Gottes Namen tauf' ich Dich: Maximilian.“

O Leonor' und Friedrich! wol hat auf euren Bund
Kein heit'rer Stern gelächelt bis auf die heut'ge Stund',
Doch stolz umschlingt sie jetzt ihn und blüht ihn selig an,
Lisboa's stolze Tochter den feigen Purpurmann.

Rings um die Wiege schimmert das Höfflingsvolk im Kranz,
Daß sich schon früh das Knäblein gewöhnt an solchen Glanz,
Lenor stürzt hin zum Kinde, ja wie sie's herzt und küßt,
Vergessend, daß sie Fürstin, weil sie jetzt Mutter ist!

Bella gerant alii tu felix Austria nabe
Nam quae Mars alii dat tibi regna Venus.

Wenn Andre kriegen, freiet glücklich Oesterreich
Dir gibt, wie Mars den Andern, Frau Venus Thron und Reich.

Dieser bekante Spruch, wie ihn Anastasiu Grün da im „letzten Ritter“ verdeutschte, er bezieht sich auf die Vermählung Theuerdank-Maximilians mit Maria, der reichen Erbin von Burgund.

Zu Nancy liegt im Dome ein Leichenstein ganz neu,
Es lehnt gleich einem Denkbild ein blaßes Weib dabei,
Aus Aug' und Antlitz danket ein endlos tiefes Leid,
Man sieht, daß hier dem Vater die Tochter Thronen weicht.

Aber sie rafft sich auf, die schöne Herrin von Burgund,
und sendet an des deutschen Kaisers Sohn einen Boten mit Brief und Ring. Sie schreibt:

„Dein bin ich durch Wahl des Vaters, durch Wahl des Herzens Dein,
Nimm hin dies gold'ne Reifchen, gar werthlos zwar und klein,
Doch will ich Dich erkennen, naßt Du, Geliebter, mir,
Am Glanz des goldnen Ringes, an Demant und Saphir.“

Er naht mit seiner Schaar, wie die Gefährten im schlichten Waffenglanz.

Die Herzogin entgegen den deutschen Rittersn zieht,
Ihr Antlitz war der Spiegel, drin Schönheit sich besieht,
In ihren Rabengloden glommt der Demant's Pracht,
Wie eine Handvoll Sterne gefät in schwarze Nacht.

Sie erkennt ihn am Ringlein, Saphir und Diamant!
Dem herzlichem Empfang in Gent folgt prunkvoll die Vermählung im Dom zu Brügge; doch als der greise Bischof den Segen sprach und Braut und Bräutigam die goldenen Ringlein austauschten,

Da barst der Ringe einer — das deutet Gutes nicht,
Und einem der Ministranten erlosch der Kerze Licht.

Und kurz in der That wahrte nur das Glück, das Max mit Marien vereinte, denn gar bald ereilte die überglückliche Gattin und Mutter ein schrecklicher Tod

Als Lenz die Erde wieder im ersten Kuß umschloß,
Da ritt aus Brügge's Thoren ein bunter Jägertröb,
Viel schmide Falkoniere sah man zu Rosse ziehn
Und an des Gatten Seite die schöne Herzogin.

Am Arm sah ihr ein Falke.

Die Jagd beginnt, die Reiher fliegen verschleucht aus dem Schilf empor, die Falken steigen, die Reiher sprengen über die dröhnende Haide, Staub wirbelt drüberher.

Doch sich' mit flatternder Wähne läuft dort ein lediges Roß,
Wie's schnaubt, wie scheu es blickt! nun sprengt's durch den wirren Troß,
Halt an, erfährt den Bügel! wo jank der Reiter hin?
O Gott, dort liegt im Blute die alte Herzogin!

Es lehnt ihr bleiches Antlitz sanft in des Gatten Schoß,
So blaß wie Abendwolken, wenn Epäroth längst gestöb,
Ach, wie in rother Strömung der Lebensquell verprüßt,
Wie reich die blut'ge Nase ihr aus dem Herzen blüht.

Ein Kinderpaar an der Leiche, das weinenden Engeln gleich,
Beugt zärtlich über die bleiche, entseelte Mutter sich;
So neigen zwei Rosenknospen, an Einem Stamm erglüht,
Sich über die Mutterroffe, die sturmenblättert verblüht.

Und immer wenn man Maxen Mariens Namen genannt,
Varg er sein Aug' und die Thräne, die glänzend drinnen stand.

In den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ schmückt sich Maria Theresia, die „fromme Kaiserin“, zum Kirchenzuge „mit bangem Sinn“. Das Bild der Demuth, der Ergebenheit steht sie vor uns, die hohe Frau, in der vollen Erkenntniß der Schwäche des Weibes und der drückenden Schwere ihrer Regentinnenpflichten. Sie spricht zu ihrer Kammerzofe:

„Mädchen, gib mir an den Busen jenes Kreuz rubinenroth,
Daß mein Auge sich gewöhne oft zu schauen Kreuz und Noth!
Flecht in's Haar mir jene Perlen, daß sie meinen Blicken fern,
Denn an meines Volkes Thränen mahnen sie mich allzugern!“

„Lege mir an Brust und Nacken Diamant und Gelfstein,
Daß doch etwas an dem Busen sei nach Fürstenart von Stein!
Reiche mir den Ring der Liebe, daß sein goldnes festes Band
Vor des schweren Scepters Schwielen schütze meine zarte Hand.“

„Drücke meiner Ahnen Krone gut mir in das weiche Haar!
Ach, nicht fest auf ihrem Haupte ruht ihr goldner Reif, fürwahr,
Wo die weiche, feidne Locke um den Rang mit ihr noch kriegt
Und vielleicht in solchem Kampfe wunderbar der Kron' obliegt.“

„Heute fest den Purpurmantel! Wie er trägt das schwache Weib
Seine Last, die Heldenmännern niederbog den kräft'gen Leib?
Fagen, fast die goldne Schleppe! Wol bedarf ich ja der Hand,
Die mir lieblich tragen helfe meines Purpurs schwer Gewand.“

„Tief bewußt der eignen Ohnmacht, herrscht' das schwache, schöne Weib,
Aber sich, die Kraft der Männer beugt vor ihr den stolzen Leib!
O wie hoch für solche Schwäche der Befei'ung Banner braunt,
Doppelt scharf die Schwerter blitzen, doppelt kräftig jede Faust!“

Wir stehen an dem jüngsten Bilde, an dem Bilde der regierenden Kaiserin und Königin Elisabeth, die Anastasiu Grün in einer Nanie auf Kadekly, die Unmuth auf dem Throne“ nennt. „Von unserer Landesfrau“ sang der Sanger der Freiheit und der Liebe, als die verehrte Kaiserin auf Madeira weilte, die verlorene Gesundheit wieder zu finden.

„Laßt fragen uns: Du Himmel rein und blau,
Was bringt du uns für längstersehnte Kunde
Von unserer fernem blaßen Kaiserfrau?
Schlägt froh ihr Herz bei kühlen Meerwind'sächeln,
Glänzt hell ihr Auge im Drangenhain,
Lodt ewigreiner Sonnenstrahl ein Lächeln
Um ihre Lippen rosigroth und rein.“

Und weilt sie oft, die schönste der Gestalten,
Am Felsrund über Fuchdals grüner Bai,
Und fühl't die Seele wonnig festgehalten
Im unbegrenzten warmen Blütenmai,
Und schid't sie, wenn durch blaue Meeresswellen
Ein unbewipfelt Schiff enteilt dem Strand,
Auch einen süßen Gruß zum osterhellen,
Zum weitentfernten Oesterreicherland.

Gewiß! In unsern Alpen sagt's das Schauern
Des silberneingedeckten Fichtenhains,
In unrer Burg der Kleinen jaget's Trauern,
In reicher Zukunft Segen fehlt noch eins:
Der Frühl'ng, der mit lustgehob'nen Schwingen
Durchweht den uralt festen Staatenbau,
Er muß geheilt durch Meeresswogen bringen
Ius freie Vaterland die Kaiserfrau!

Heimweh.

(Siehe die Illustration.)



och auf freier Alm
Ueber Stab und Qualm
Steht des Gaisbuds kräftige Gestalt;
Schaut hinab zu Thal
Bei dem ersten Strahl
Und sein frischer Jodler jauchzend schallt.

Federn auf dem Hut
Stehn dem Burschen gut
Und am Gemshart, trohig auf der Schneid,*
Alpenrosen glüh'n —
Seine Augen strüh'n,
Froh das Herz und hell die West und weit.

Rings das Auge schaut
Herrlich aufgebaut
Stolze Alpen ragend Wand an Wand.
Drunter das Gefild
Wie ein lachend Bild
Von der Berge Rahmen reich umspannt.

O, es kommt ein Tag,
Wo dir beben mag
Deiß das Herz, von Heimwehqual durchglüht,
Wo des Hochlands Pracht,
Die dir einst gelacht,
Nur im Traume leuchtend dir erbüßt.

Wenn der Trommel Schall
Ruft die Burschen all
Aus dem stillen Thal zum Fahneneid —
Trüber Abschiedston:
„Vater, gib dem Sohn
Noch ein Stück des Weges das Geleit!“ —

Wo hinab vom Grat
Klimmt der Felsenpfad,
Lodt ein Haus den wandernden Gast.
Eigen still die Jweil
Und der Sepp dabei,
Der des Jünglings Rechte wieder faßt.

Vaters Hither klingt
Und das Herz beschwingt
Bei der süßen Weise podet heiß —
Doch kein Ton der Luft
Schwellt die junge Brust.
Nur das letzte Wort: Geschieden sei's!

* Auf der Schneid, d. h. im Hochland „auf dem Scheitel“, nicht an den Seiten.

Georg von Dherrn.

Auf glattem Boden.

Novelle von Ida von Neuenburg-Barfelde.

Erstes Kapitel.

Daß Auguste Theodora, regierende Herzogin von Vielstein, von ihren Zeitgenossen für eine der glücklichsten Frauen dieser Welt gehalten wurde, ist nicht zu verwundern. Im Gegentheil, es war ganz natürlich; pries sie sich selbst doch glücklich, aber nur nicht so unbedingt, wie die Welt es that, und nicht in allen Stücken. Aber Alles, was die Welt von dem äußeren Leben dieser Frau zu sehen bekam — und von dem, was sie nicht sah, errathen durfte — hatte den glücklichsten Anstrich; alle ihre Unternehmungen verliefen stets ebenso glatt wie glänzend, und Alles, was sie umgab, war dazu angethan, zu blenden, Bewunderung, Ehrfurcht, Neid zu erregen.

Dazu gehörte selbstverständlich, daß sie eine vermögende Frau war und Freude am Geldausgeben hatte, und außerdem erkreute sich die Herzogin auch noch der besten Gesundheit, welche sie durch tägliche Spaziergänge kräftigte. Sie hatte trotz ihrer fünfzig Jahre noch Spuren großer Schönheit aufzuweisen und wußte ihr Wesen ihren Jahren anzupassen. Von dem Moment an, als ihre schlanken Formen voller wurden, als der zarte rosige Schmelz ihrer Wangen einem gefunden Hochroth gewichen war, hatte sie sich gesagt, daß es ihr nicht länger zustehe, durch Lieblichkeit und Naivetät bezaubern zu wollen, sondern daß der Zeitpunkt für sie gekommen sei, durch Würde und majestätische Ruhe zu imponieren. Sie hatte einen Gemahl, der sich für den kurzen, etwa zwei Monate umfassenden, alljährlich wiederkehrenden Urlaub, den er ganz frei, aller Verpflichtungen los und ledig, ohne Rechenschaftsablage und Bekennnisse zubringen durfte, wo und wie er wollte, durch Nachsicht und Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin dankbar bewies und sie nicht allein in ihrem Departement, sondern weit über die Grenzen ihrer Befugniß hinaus schalten und walten ließ, wie sie für gut befand. Er räumte ihr — mochte sein Cabinet sich noch so sehr dagegen auflehnen — eine Stimme im Rathe ein und legte ihrer will-

fürlichen Entscheidung obenein mehr Gewicht bei, als dem bestbegründeten Ausspruche seines Premiers, wie denn auch ihre Wünsche in Betreff von Begünstigungen, Avancement's und Beförderungen in der Armee viel mehr Berücksichtigung fanden, als die weisesten Bestimmungen im Militärcabinet.

Auch besaß sie einen wohlgerathenen, wohlangeesehenen und außerordentlich wohlgestalteten Sohn, dem gegenüber ihr Mutterherz seinem, allen Mutterherzen eingepflanzten Hang zur Vergötterung mit Berechtigung nachgeben durfte, denn er machte es selbst seinen Feinden schwer, ein welches Blatt, eine taube Blüthe in dem vollen Kranze seiner Eigenschaften zu entdecken.

Wenn die Herzogin nur nicht genöthigt gewesen wäre, sich mit Hofdamen zu umgeben, und in diesem Zwange war die Qual ihres sonst schattenlosen Daseins entfallen.

Hundertmal war sie auf dem Punkte gewesen, die Einrichtung des Kispelsteiner Hofes nachzuahmen, wo man sich ganz ohne Hofdamen behalf und nur bei großen Gelegenheiten die Oberhofmeisterin und sonstige Würdenträgerinnen aus der Stadt citirte, wo sie verheirathet waren, ihr Haus und ihre Familie hatten. Aber dieser Einrichtung widersezte sich der Herzog auf das Entschiedenste.

Der Herzog war geneigt, das Leben in Vielstein nach den hochgewürzten Genüssen der französischen Hauptstadt etwas schal und matt zu finden und er drang darauf, daß dem Familiencirkel stets einige fremde Elemente beigemischt wurden. Und so mußte sich denn die Herzogin nothgedrungen mit jenen gänzlich unnützen Wesen, mit jenen oft eiteln, schwachen Thörinnen umgeben, deren jede Einzelne sich ebenso unerschbar in ihren Sohn, den Prinzen Erich, verliebte, wie die Pensionärin, die zum ersten Mal in die Oper geführt wird, sich in den Heldenenor zu vergaffen pflegt.

Aber diese Verirrung hätte an sich nicht viel zu bedeuten gehabt, wenn der Prinz seinerseits sich nicht auch in die jedesmalige Hofdame verliebt und wenigstens zweimal im Jahr den Wunsch geäußert hätte, die betreffende Flamme durch den Segen der Kirche geweiht und geheiligt zu sehen.

Dies war der einzige Punkt, in dem Mutter und Sohn sich nicht immer ganz verstanden, über den sie sogar mitunter heftig aneinander gerathen konnten. In allen übrigen Dingen herrschte das beste Einvernehmen zwischen ihnen und ihre gegenseitigen Mittheilungen athmeten schrankenlose Offenheit. Sie pflegten sich sogar über solche Verhältnisse zu verbreiten, welche zwischen Mutter und Kind sonst nicht verhandelt werden.

Die Herzogin durfte stets der innigsten Theilnahme und des herzlichsten Mitleids von Seiten des Prinzen versichert sein, wenn die Lebensweise des Gatten und seine allzu zwanglose Verfolgung der petits plaisirs in der Seinestadt ihr Verdruß machte, oder wenn die Kunde von seinen waghalsigen Wetten auf dem Turf, von einer zweifelhaften Begleitung in die pyrenäischen Bäder zu ihr drang — Vorgänge, welche die arme Frau zwar nicht erschweren oder gar verhindern durfte, die sie aber, zu ihrem eigenen Kummer, aus der Ferne erspähte und nach Kräften controlirte.

Dagegen verschafften dem Sohne seine offeneren Mittheilungen über die Pulsschläge und Wallungen einer ungestüm fließenden Verehrungsader für das weibliche Geschlecht außerordentliche Erleichterung. Die mütterliche Aufmerksamkeit versagte ihm nie. Sogar seine kleinen Tändeleien mit den Lehrlingen der mütterlichen Garderobe wurden nicht verheimlicht, und er wußte wol, daß die chère maman trotz des Stirnrunzels, mit dem seine Mittheilungen angehört wurden, nicht eben viel Gewicht auf diese Plänkteleien, diese blumigen Abschwweifungen von der großen Heerstraße seiner Passionen legte.

Was sie fürchtete, waren jene Cirren, jene Sirenen, „diese Teufelinnen“, wie man im Mittelalter gesagt haben würde — wir meinen die Hofdamen —, deren Liebreiz der Herr Sohn stets erlag, und sie grübelte Tag und Nacht über ein Mittel, wie ihrem verderblichen Einflusse entgegen gearbeitet werden könne. In gar vielen Fällen wollte freilich kein anderes Mittel helfen, als die Verheirathung der betreffenden jungen Dame, und es kostete sie keine geringe Anstrengung ihres Scharfsinns, um immer wieder jüngere Söhne armer adliger Familien herauszuziehen, welche die Schöne zum Altare führen konnten, nachdem Ausstener und Mitgift der Braut durch ihre Privatschatulle bestritten waren.

Auf was für Auswege war sie nicht schon verfallen, die fürstliche Frau und besorgte Mutter, um dem allzu empfänglichen Sohn den Geschmack an der zu erwartenden neuen Erscheinung im Voraus zu verderben. Bald wußte sie drastische Beispiele von mangelndem Begriffsvermögen bei dem Fräulein von Einsiedel anzuführen, bald hatte sie von den zerrütteten Familienverhältnissen der Comtesse Horn gehört und daß Fräulein von Bock den Keim der Schwindbucht in sich trug, an welcher Krankheit schon ganze Generationen ihrer Familie zu Grunde gegangen wären.

Es war stets umsonst gewesen, und alle ihre Anstrengungen hatten sich noch als eitel erwiesen. Wie tief entriistet und zu Boden gedrückt der verliebte Prinz auch durch die Verheirathung der geistprühenden Horn, der phlegmatischen, aber gefühlvollen Einsiedel, der geisterhaften aber sarkastischen Bock an einen armen Edelmann gewesen war, so hoch und freudig schnellten seine Lebensgeister beim Eintreffen der Nachfolgerin empor, um den Reigen seiner Huldigungen wieder ebenso eifrig zu eröffnen, wie in den fünf oder sechs vorhergehenden Fällen geschehen war.

Und dennoch gab es auch Ausnahmen dieser Regel.

„Erich, mein Sohn, es ist gut, daß Du kommst; sage mir um Gotteswillen, was ich anfangen soll!“ rief die Herzogin, einen offenen Brief in der Hand haltend, ihrem Sohne entgegen, während sich Sorge auf ihrem Antlitz malte und ihre Stimme vor großer Erregung zitterte. Sie küßte die etwas unwölkte Stirn ihres Liebling's, der in der letzten Zeit seltener als sonst bei ihr erschienen war. Auch jetzt offenbarte sich mehr Höflichkeit als Zärtlichkeit in seinem Wesen und es war nicht zu verkennen, daß eine gewisse absichtliche Zurückhaltung von ihm gegen seine Mutter beobachtet wurde.

Diese empfand den Wechsel in dem Benehmen ihres Sohnes um so schmerzlicher, als sein rückhaltloses Vertrauen, seine Hingebung und Zärtlichkeit für sie gleichbedeutend waren mit Licht und Sonne, ja die volle Bedingung ihres Glückes ausmachten.

„Was fange ich an? Hier schreibt mir Dein Vater aus

Syères, daß er noch auf sechs Wochen über Madrid nach Algier zu gehen gedächte, überhaupt nicht eher zurückkehren würde, bis ich ihm schreiben könne, daß die Luft rein sei, wie er sich ausdrückt, d. h. bis ich den Hof von der entstellenden Gegenwart des Fräuleins von der Pfann gesäubert habe. Und dabei zählte man bereits die Tage bis zu seiner Rückkehr! Dein Vater müßte längst wieder hier sein. Der Oberhofmeister sowol wie der Präsident sind in Verzweiflung, denn König Ludwig will wissen, wann er seinen Besuch hier machen kann und die Stände sollen aufgelöst werden. Es ist wieder einmal ein Beweis seines Egoismus, die Rückkehr in seine Staaten an eine so kindische, unwürdige Bedingung zu knüpfen. Wie soll ich die Pfann so schnell loswerden?"

"Siehst Du, Mama, daß ich Recht hatte, als ich Dir rieth, das Engagement einer — einer solchen Vogelscheuche zu unterlassen — daß es sich als eine verfehlte Speculation erweisen und Dir viel schwere Stunden bereiten würde? Deinen Gatten hast Du mit dieser personificirten Häßlichkeit schon in die weite Welt getrieben, und wenn sie mich nicht von Dir entfremdet hat," setzte er etwas salbungsvoll und sentenziös

"Denkst Du gar nicht daran, daß Du ein Beispiel zu geben hast, daß Du als Prinz —"

"Madre cara, die guten Beispiele überlasse ich Bernhard; er hat als Thronfolger ein Renommée zu wahren; ich habe es übernommen, ihm einzuweihen die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen."

Bei der Erwähnung ihres Stiefsohnes verfinsterte sich die Miene der armen Fürstin zuhause. Aller Selbstherrschast zum Trotz, konnte sie nicht verhindern, daß ihre Laune verbittert, ihre Stimmung eine trübe wurde, so oft man sie an ihren Stiefsohn erinnerte.

Daß dies schwächliche und doch so zähe Menschenleben, das immer am Rande des Grabes zu taumeln schien, ohne jemals über diesen Rand hinweg zu kommen, dessen Licht stets im Verglimmen schien, ohne daß der heißersehnte Hauch kommen wollte, der es entweder zur kräftigen Flamme angefaßt oder ganz und gar verlöscht hätte, zwischen dem Lieblich ihres Herzens und dem Throne stand, das war es, was ohne Aufhören an ihrem Frieden nagte, das war die zweite Ziffer, welche an der vollen Summe ihres Glückes fehlte.

"Ich habe an mein Pathenkind, an Erna Stein gedacht," erwiderte sie zögernd und mit dem Bewußtsein, daß ihre Worte ein halbes Zugeständniß der falschen Taktik, die sie eingeschlagen, enthielt. "Wenn nur nicht ihre gar zu große Jugend, sie verläßt eben erst die Pension —"

"Das ist durchaus kein Fehler in meinen Augen und wird ihr bei dem Papa auch nicht schaden, darauf darfst Du Dich verlassen," fiel ihr der Prinz fröhlich ins Wort. "Die Zucht, ich wollte sagen, der Stammbaum der neuen Acquisition verspricht das Beste: feuriges ungarisches Fußtابلot von mütterlicher Seite her und vom Vater zähe Ausdauer. In der Altenburger Manège verstehen sie sich darauf, die wildesten Füllen zuzureiten; wir wollen sie schon knapp und fest im Jügel halten, wenn sie es versuchen sollte, das Gebiß zwischen die Zähne zu nehmen, nicht wahr, Mütterle? Wie viele Faust mißt sie wol in Höhe und Breite?"

Der Prinz hatte in der Freude seines Herzens und in der Aussicht, bald wieder eine junge hübsche Theilnehmerin und Gefährtin seiner Interessen an den Hof zu bekommen, alle Vorsätze in Betreff seiner Ausdrucksweise vergessen, und



Heimweh. Originalzeichnung von Suchong.

hingzu, „so darfst Du das eben als ein Zeichen meiner besondern Charakterstärke und meiner Kindesliebe betrachten.“

„Ich begreife nicht, was Ihr an der armen Pfann auszusprechen habt, sie ist so brav und rechtschaffen —“

„Ja und so derb und ceremoniös wie eine Küchenmagd, linksch, hölzern und tappisch wie ein Rekrut aus der Marsch; sie hat eine Gesichtsfarbe wie ein Kupfer-Indianer und eine Action, eine Gangart wie ein Tandem-Pferd.“

„Lieber Erich, ich habe Dich schon oft erjucht, die Ausdrücke und Bilder des Turs nicht in mein Boudoir zu verlegen, es ist wirklich mauvais genre. Ich wollte überhaupt, Du verkehrtest etwas weniger mit den Habitues des Tatterjals.“

„Was bleibt mir denn anders übrig, Du liebes unbilliges Mütterchen? Wohin soll ich mich denn wenden, wenn Du mich durch die Sputzgestalten Deiner Wahl von hier fort treibst? Die Bratenwender kehrt seit etlichen Tagen auch das Raube gegen mich heraus, seit die Zwillingsschwester Brinkmann in Deiner Garderobe handgemein mit einander geworden sind. Die Bratenwender behauptet, sie hätten sich die niedlichen Lärchen meinetwegen zertrakt; ich weiß nur so viel, daß mir die beiden Kreatürchen wie ein paar eingefangene Füllen — ja so, ich soll ja keine hippologische Bilder mehr brauchen — nun denn also, wie ein Leuchtkäferpaar erschienen sind in der zähen Finsterniß dieser schörheitsarmen, anmuthskahlen Periode unseres Hoflebens. Das war doch zart und poetisch genug ausgedrückt, Mama, nicht wahr? Ein Geißel könnte von mir lernen.“

Und der Kummer über diese ungerechte Vertheilung der Glücksgüter nagte um so schärfer an ihrem Herzen, als hier durch kein Mittel der Klugheit und Gewandtheit, durch keine noch so fein gesponnene Intrigue, durch keine Uebereilung und kein Zuwarten etwas gewonnen werden konnte. Ergebung in das Schicksal, das war Alles, was ihr übrig blieb. Dann kamen aber auch wieder Momente, wo sie sich dieser Gefühle wegen hasste und verabscheute. Sie wollte den Gedanken nicht in sich aufkommen lassen, daß man dem Siechtum des Erbprinzen nachhelfen könne, einem Siechtum, das seine Lebenskraft zwar unverkennbar, aber so äußerst langsam verzehrte. Sie wies den Gedanken immer wieder von sich, so oft und in was immer für einer Gestalt er sich auch darbot, und sie suchte sich durch die Entfaltung einer besondern Fürsorge für den Stiefsohn, durch die Anwendung eines mühsam ergrübelten Mittels zur Vinderung seiner Leiden vor sich selbst und ihrem Gewissen zu rechtfertigen.

Nur daß der Wunsch, ihren kräftigen Liebling an der Stelle des Schwächlings zu sehen, immer wieder lebendig und verführerisch vor sie hintrat! Daß sich diese Wünsche, selbst mit Aufbietung all ihres Christenthums und trotz des Appells an die besten Seiten ihres Gemüths nicht unterdrücken lassen wollten!

„Hast Du schon einen Erjak in petto für das Fräulein von der Pfann, Mama?“ fragte der Prinz, welcher die Gedanken seiner Mutter kannte und ihnen eine andere Richtung zu geben wünschte.

er küßte jetzt der Mutter die tadelnden Worte, zu denen sie eben die Stimme erheben wollte, vom Munde weg.

„Aber was in aller Welt fangen wir mit der alten Pfann an?“ rief die Herzogin, sobald ihr Sohn sie freigegeben. Remplaçantinnen lassen sich dukendweise finden, aber wie soll man die alten los werden? Könntest Du nicht,“ setzte sie, der Wirkung ihrer Worte mißtrauend, etwas zaghaft hinzu, „könntest Du nicht — wäre es nicht möglich, einen Deiner Freunde zu bestimmen, eine Correspondenz mit ihr zu beginnen, ich meine, nur, damit man eine Handhabe gewönne —“

„O Mütterle, Mütterle, daß Du es nicht aufgibst, mich in Deine Kammerintrigen verwickeln zu wollen! Wie soll ich Dir nur klar und bündig genug aussprechen, wie soll ich Dich überzeugen, daß ich diesem Spiel weder Geschmack abgewinnen noch mir Geschick dafür aneignen kann? Wahrlich, ich gäbe viel darum, wenn Du und die Bratenwender —“

Er konnte seinen Satz nicht vollenden, denn die Genannte trat eben zwischen den Falten der Portiere, welche den Eingang in das Boudoir der Frau Herzogin verhüllte, hervor.

Fräulein Friederike Bratenwender, die erste Kammerfrau Ihrer Hoheit, hatte ein angenehmes, volles, mittelalterliches Gesicht, wir meinen nicht ein Gesicht, das an die Zeiten der Hohenstaufen, an den schwarzen Tod oder die Kreuzzüge erinnerte, sondern ein Gesicht, welches errathen ließ, daß seine Eigenthümerin auf der Grenze zwischen Jugend und Alter

angekommen war. Sie hatte einen guten, weiß und rosigen Teint, Stirn und Wangen waren von röthlich blondem, natürlich gewelltem, ohne jede Präntion an Kunst und Mode getheiltem Haar eingerahmt und der Kamm, der sich mit nur geringer Unterfügung eines Zöpfchens an ihrem Hinterkopfe zu behaupten hatte, blieb, was Größe und Eleganz anbelangte, weit hinter den Anforderungen der damaligen Mode zurück. Das Wohlthwendste an ihr war ihre Stimme. Ihr Auge hatte die Eigenthümlichkeit, daß es erst ein paar mal an seinem Ziele vorbeischoß, und entweder an dem Coupé ihres vis-à-vis oder an dessen Zabotstreifen hängen blieb, ehe es auf Umwegen dahin gebracht werden konnte, Denjenigen, mit dem sie sich gerade unterhielt, ins Auge zu blicken. Ihre Gestalt war klein und gutgenährt, trotz alledem aber zierlich und wohl proportionirt. Sie war heute mit mehr Luxus als gewöhnlich gekleidet, ein Zeichen, daß die Kammerfrau Ungehörliches vorhatte. Der Luxus aber machte sich in einer langen, schweren goldenen Kette, in Kragen und Manschetten von guter Spitze, in verschiedenen Ringen an ihren dicken, etwas zu kurzen Fingern und in einem hellgestreiften Seidenkleide geltend; aber auch zu anderen Zeiten, wenn sie nicht, wie heute, in Gesellschaft ging, erschien sie stets zierlich, vollendet sauber und ihrer Stellung gemäß gekleidet. Ihr vornehmstes Bestreben war darauf gerichtet, nicht aufzufallen, keines Menschen Aufmerksamkeit, Niemandes Neid zu erregen, vor allen Dingen aber ihre etwaigen Pläne, ihre Sympathien und Antipathien vor den Augen der Welt zu verbergen. Und in der That, selbst ihre Freunde konnten sie eigentlicher Fehler und Schwächen nicht zehen, außer vielleicht einer kleinen Hineigung für feine Weine und die Lektüresachen der Saison; aber es war allgemein angenommen, daß sie sich nur aus Gutmütigkeit zu dieser Schwäche bekannte, um der opferdurstigen Menschheit gleichsam den Altar anzuweisen, auf welchen sie ihre kleinen Gaben legen konnten. Was in aller Welt hätte man der in Ueberfluß Schwimmenden sonst auch bieten dürfen?

Trotzdem sie sich so geflüstertlich in den Hintergrund stellte und trotz ihrer Einfachheit und angestrengten Unscheinbarkeit, hatte es bisher noch Niemand gewagt, ihr Feind zu sein. Dazu galt sie zuviel bei der Frau Herzogin, das war stadtbekannt, und diese ihre Herrin war auch die einzige Person im Lande, der die Bratenwender ohne Anstrengung und Umstände direct Aug' in Auge zu blicken vermochte.

„O Himmel, Friße, ich habe Dein Kränzchen ganz vergessen,“ rief die Herzogin der Eintretenden im Tone aufrichtigen Bedauerns und der Entschuldigung entgegen. „Verzeih!“

„Friße, ich bin geblendet!“ spottete der Prinz gutmüthig, indem er den Kneifer in's Auge drückte und sich bequem in seinem Lehnsessel zu rechtigte, um eine Totalansicht des entfaltenen Luxus zu gewinnen. „Wie stehts mit der Gesundheit, den reizbaren Nerven?“

„Ich weiß recht wohl, Hoheit, daß Sie nicht an mein Leiden glauben, aber müßten Sie nur ein einziges Mal die Schmerzen ertragen, die ich aushalte, und das Herzklopfen —“

„Friße, Sie verlernen mich. Ihre Kreuzschmerzen und Ihr Herzklopfen verursachen mir Beängstigung. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe, wenn nur Gott gibt, daß Sie nicht allzulange leiden müssen.“

Ein dreistimmiges herzliches Gelächter folgte diesem Ausbruch ironischer Theilnahme, am herzlichsten, frischesten von den Lippen der Kammerfrau. Prinz Erich war ihr Liebling, ihr Ideal. Schon als Kind war er ihr Verzug gewesen, jetzt hielt sie ihn für den Inbegriff aller Schönheit, Galanterie und bezaubernden Liebesswürdigkeit. Sie hatte seines Gleichen nie gesehen. Sie hoffte, und es mußte curios zugehen, wenn ihre Hoffnung sich nicht erfüllen sollte, ihn noch auf der Stelle zu sehen, wo er tausendmal besser hinpaßte, als jener finstere, trockene, schone Erprinz, der Keinem ein freundliches Wort gönnte und die Dienerschaft des Hauses über einen Leisten spannte. Prinz Erich dagegen wußte Unterschiede zu machen. Der kannte die Abstufungen, die in den Rangklassen des Hauspersonals bestanden, gar wohl. Dem wäre es nicht eingefallen, sie anders als eine Dame zu behandeln.

„Es paßt mir heute eigentlich gar nicht gut, daß Sie das Kränzchen besuchen, liebe Friße. Ich hätte Wichtiges mit Ihnen zu überlegen gehabt,“ begann die Herzogin etwas verdrüsslich und übler Laune, denn sie wußte sich in Betreff des alten Hoffräuleins, dessen man sich entledigen wollte, nicht zu rathen.

„Soll ich die Kränzchen-Damen wieder nach Hause schicken, Hoheit? Sie sind bereits seit sechs Uhr oben versammelt,“ sagte die Kammerfrau mit großer Ergebung und Sanftmuth in Ton und Stimme, und dennoch warnte etwas in ihrem Auge die Gebieterin, das unterwürfig klingende Anerbieten anzunehmen.

„Das Kränzchen ist heute bei Ihnen? Davon wußte ich nichts, dann müssen Sie natürlich eilen, Ihre Gäste zu empfangen, aber seien Sie zur Auskleidestunde pünktlich wieder hier, liebe Friße, ich werde mich heute früh schlafen legen.“

„Genießen Sie eine Portion Schinken, in Burgunder gekocht, vor dem Schlafengehen, liebe Friße, mit etwas Straßburger Gänseleberpastete, oder besser noch, eine leichte Mal-Mahonnaise mit Gurkensalat, das ist das Beste, was ich gegen Magenbrücken und Herzklopfen empfehlen kann!“ rief der Prinz der schnell verschwindenden Kammerfrau nach.

Er war der Einzige am Hofe zu Bielefeld, der es wagen durfte, diese empfindliche Stelle, ihre Gourmandise, zu berühren und sie in den Bereich seines Spottes zu ziehen.

Zweites Kapitel.

Die Kammerfrau eilte über mehrere Gänge, über verschiedene Treppen und Treppchen dem sogenannten Gartenslügel zu, in welchem sich ihre Privatgemächer befanden. Es verschlug ihr nichts, daß der Weg zwischen den Zimmern der Herzogin und den ihrigen ein so weiter war, denn sie hatte nur selten Gelegenheit, dieselben zu betreten, da der Dienst sie Tag und Nacht in der Nähe ihrer Gebieterin gefesselt hielt. Sie betrachtete jene Räume mehr als Speicher und Ablagerungsstätte für die tausend und aber tausend Fabrikate in Wolle und Seide, in Stramin, Perlen, Wachs und Haaren, in Fe-

dern, Zwirn und Silberfäden, welche der allmächtigen Kammerfrau gespendet wurden, um sie für die Opfernden: Wittsteller und Wittstellerinnen aus allen Klassen der Gesellschaft, günstig zu stimmen, denn es war der Glaube im Volke verbreitet, daß man leichter auf diesem etwas krummen Nebenpfade zum Ziele gelange, als auf dem vorgeschriebenen, sogenannten „geraden“ Zustanzwege, der durch das Geheime Cabinet, durch das Consistorium, das Militärbureau und wie sie sonst noch alle heißen mögen, die Aufbewahrungsorte und Sammelstätten der Noth- und Hilferufe, in das Staatsministerium und endlich an die Stufen des Thrones führte.

Den Schlummerrollen und Rückentissen schien man eine ganz besondere Kraft der Einwirkung auf das Gemüth der Kammerfrau zuzuschreiben, denn ihrer waren mehr, als die Lehnen der Sophas, Divans und Fauteuils zu fassen vermochten, während die Legion der vorhandenen Fußbänke, Schemel und Kissen als ebenso viele Fallen für die Eintretenden gelten konnte und die Passage im Zimmer so schwierig machte, wie etwa den Uebergang über das mer de glace im Chamouny.

Die drei Damen, welche sich heute wie alle Montage zum Whistkränzchen zusammengefunden hatten, saßen, ihrer Wirthin harrend, bereits kampfbereit und mit vertheilten Karten, Jede ihre kleine Baarschaft in gestricktem Beutelchen neben sich, um den spiegelblanken Mahagonitisch. Derselbe stand genau unter dem achtarmigen Kronleuchter, dessen Flammen jedoch augenblicklich noch von den Strahlen der untergehenden Sonne im Schach gehalten wurden.

Es waren keine Schönheiten, welche sich in diesem freilich etwas ungünstigen Doppellichte badeten, aber sie kannten einander und sie waren seit vielen Jahren an einander gewöhnt.

Das Absterben einer Blüthe aus diesem Kranze würde von den Ueberlebenden mit wirklichem Schmerz empfunden worden sein. Man würde ihrer Tugenden und mannigfachen guten Seiten mit Liebe und Lob gedacht haben. Solange aber ein Glied dieses Kranzes nur abwesend, nicht gestorben war, so lange gedachte man seines Charakters und seiner Handlungen mit all jener Unparteilichkeit und Schärfe des Urtheils, welche sich eine alte langjährige Freundin der anderen alten langjährigen Freundin gegenüber stets bewahren wird. War die Versammlung vollzählig, so wurde der Stoff der Unterhaltung auf dem neutralen Boden der Stadtereignisse gepflegt.

„Wo bleibt nur unsere Wirthin?“ fragte die dicke Steuer-räthin von Köllen, die auf ihren Adel pochte und stets die Erste war, die es wagte, die allmächtige Favorite der Frau Herzogin anzugreifen. „Es ist ein Scandal, uns so lange warten zu lassen. Ich finde überhaupt, daß Friederike Bratenwender zu sehr auf ihre Stellung pocht und es förmlich darauf anlegt, uns ihre Macht fühlen zu lassen. Glauben Sie mir, Lambertine, sie zögert absichtlich, bloß um sich wichtig zu machen und uns zu demüthigen.“

„Ich betrachte mir eben diese Punschbowle hier,“ sagte Fräulein Lambertine Meier, ohne den hingeworfenen Köder zu verschlucken. „Geben Sie je etwas so Geschmaclloses, Ueberladenes gesehen? Sie ist jetzt erst neu hinzugekommen und ich weiß aus sicherer Quelle, daß es ein Geschenk der verwitweten Frau von Käfer ist, die ihren Sohn, den Lieutenant, gern nach der Residenz verjagt haben möchte. Wie nennen Sie das? Ich nenne es offenbare, schamlose Bestechung, ich kann es wirklich nicht anders bezeichnen, als offenbare, schamlose Bestechung!“

Aufregung, Entrüstung, Gas und die untergehende Sonne vereinigten sich, um das erdfahle Gesicht der Sprecherin mit einer carottengelben Tinte zu überziehen, so daß selbst die röthliche Nasenspitze, wenn man einen mehr knollenartigen Ausläufer so nennen darf, vergoldet schien, wie die Kuppel einer griechischen Kapelle. Fräulein Lambertine Meier bewunderte ihre eigene Saghildung und war ebenso entzückt über die treffende Schärfe und Gewalt ihrer Ausdrücke als über deren moralischen Gehalt.

„Ueber die plöbliche Entfernung der Geschwister Brinkmann aus der Garderobe und dem Schlosse hat wol noch immer nichts Bestimmtes verlautet?“ begann jetzt auch die kleine Frau Physisus Limberg, die jüngste und vergleichsweise zarteste Lehre des kleinen Entekranzes. Sie wollte auch nicht hinter den Anderen zurückbleiben und ihr Scherflein Scandal zum allgemeinen Vorrath hinzufügen. „Die Bratenwender soll ja eine kuriose Rolle dabei gespielt haben, wie ich höre. Es heißt, sie soll das Verhältniß begünstigt haben, aber Niemand weiß, ob es die Neigung des alten Herzogs, oder des Prinzen Erich war, was sie begünstigt hat, —“

Die Thür ging auf und der Sprecherin fiel vor Schrecken das Spiel Karten aus der Hand, als die Kammerfrau, ihr lebhaftes Bedauern über ihre gezwungene Unpünktlichkeit aussprechend, eilig zu ihren Gästen ins Zimmer trat.

Es war ein Glück, daß die drei Damen sich mit Aufsammlung der Karten beschäftigten und auf diese Weise die Verstärkung verbergen konnten, die sich auf ihren Gesichtern malte.

Es ist eine der peinlichsten Situationen dieses Lebens, wie wir leider aus eigener, mannichfacher Erfahrung wissen, wenn das Individuum, dessen Thorheiten, Schwächen, Sünden und Mängel wir eben gründlich und in erfrischender Weise durchzuhecheln beflissen waren, plötzlich und unerwartet vor uns steht. Es ist ein Gefühl, als ob das Blut in unseren Adern erst zu Eis gerinnt und im nächsten Augenblick mit siedendem Pech wieder flüssig gemacht wird.

„Hoffentlich ist Ihnen die Zeit nicht gar zu lang geworden, meine Damen, aber ich hatte einige eilige Briefe für Hoheit zu schreiben; sie waren vertraulicher Natur und konnten deshalb nicht von der Hofdame besorgt werden. Es war mir wirklich mit dem besten Willen nicht möglich, früher zu Ihnen zu kommen. Aber wir wollen nun auch nicht länger säumen, sondern mit unserer Arbeit sofort beginnen. Wer gibt?“

Die Karten waren vom Boden aufgelesen, die Partnerinnen gewählt, das Spiel vertheilt und der Rubber wurde ohne Zeitverlust begonnen. Fräulein Meier hatte bei der Erwähnung des Briefes ihre Aidin, Frau von Köllen, mit dem Fuße anstoßen wollen, um sie auf die Prahlerei und Eitelkeit der Kammerfrau aufmerksam zu machen, traf aber unglücklicherweise das Krähenaue der Frau Limberg, welche weder klug noch geschult genug war, den Schmerzschrei

unterdrücken zu können, mittelst dessen sich ihre gefolterte Natur Luft zu machen strebte. Die schlaue Kammerfrau errieth nicht allein den Grund, sondern auch die Adresse der geheimen Depeche und amüsierte sich über diese Aeußerungen der Kritik und des Neides von Seiten ihrer Freundinnen.

Nachdem sie dann noch die herkömmlichen, mit süßer Stimme und devoter Miene vorgebrachten Fragen nach dem Befinden der allerhöchsten Herrschaften auf das Ausfühlichste beantwortet hatte, erkundigte sie sich ihrerseits mit kaum milderem Interesse nach den neuesten Vorgängen in der Stadt, ohne jedoch den Regeln des Spiels etwas zu vergeben, ohne zu übersehen, daß Tröste Sieben „hoch“ geworden war, und nicht von ihr gestochen werden dürfe.

Es waren vier geübte, treffliche Spielerinnen, wie sie da zusammen saßen, aber die Frau Physisus, obgleich sie weniger Geist besaß, als die Uebrigen, spielte am besten.

„Bei Amtmann Schröders soll es schon wieder ganz dicht am Banquerott stehen!“ riefen alle drei Damen wie aus einem Munde, auf die Frage der Kammerfrau nach den Neuigkeiten der Stadt, denn jede war beflissen, die große Schande zuerst zu verkünden. Und von nun an überstürzten sich die Nachrichten von den unglücklichen Schröders in einer Weise, daß es oft schwer hielt, den Text des Terzettts zu verstehen.

„Kein Kaufmann borgt ihnen mehr!“
„Bäcker und Metzger wissen nicht, wie sie zu ihrem Gelde kommen sollen!“

„Die Rechnungen sollen bergeshoch bei ihnen angehäuft liegen!“

„Die Geldverleiher gaben auch nichts mehr her, obgleich der Amtmann fünfzig Procent geboten hat!“

So lautete der dreistimmige Canon, in dem die einzelnen Theilnehmerinnen sich prompt und eifrig ihren Part abnahmen, während Allen eine Gänsehaut unsäglich wohlthunenden Schauders den gesicherten Rücken hinabrieselte.

Aber nicht einen Augenblick ließen Eifer und Aufmerksamkeit im Spiele nach, und trotz des moralischen Schauders vor dem Uebrigem, an dessen Rande die unglückliche Familie Schröder schwankte, trotz des pharisäischen Abscheus vor dem Leichtsinne, der sie so weit herunter gebracht, flogen die Karten beim Geben mit unverminderter Präcision und Fertigkeit über die glatte Fläche des Tisches hin und wieder. Jede der vier Damen hatte ihre eigene Methode des Gebens, aber die der Frau Physisus war wiederum die künstlichste und zweckmäßigste.

Durch diese Whistabende wurde die Kammerfrau und durch sie auch die Frau Herzogin von den Vorgängen in der Stadt und in den bürgerlichen Familien an courant gehalten, eine Kenntniß, die ihnen bei ihren unterhaltenden kleinen Intriguen schon oft vortheilhafte Dienste geleistet hatte. Die Broden aber, welche die Kammerfrau mit scheinbarer Indiscretion, in Wirklichkeit aber mit weiser Ueberlegung, über einzelne vertrauliche Vorgänge im Schlosse ihren Freundinnen hinzuworfen pflegte und welche von diesen gierig verschlungen wurden, trugen ebenfalls ihre guten Zinsen, denn sie weckten das Vertrauen der drei Gebatterinnen und sporneten zu immer neuen Mittheilungen an. Auch die Ansicht und das Urtheil der Menge, den Verfügungen und Anschlägen der Regierung gegenüber, sowie bei den Vorgängen im Schlosse und in der fürstlichen Familie, lernte man auf diesem Wege kennen und manche Klippe ward dadurch gemieden, manches Vorurtheil geschont.

Um acht Uhr machte die Erscheinung eines Lakaien mit wohlbelegtem Theebrett aller Medisance ein Ende. Das Jüngerragout in seiner Form von Blätterteig, luftig, zart und leicht wie ein Seidencocon, duftete mit seinen Trüffeln, seinen Champignons und Morcheln so überaus würzig und verlockend herüber, stimmte die Gemüther so milde und versöhnlich, daß selbst der Familie Schröder und der zwölf Volants auf dem Kleide der ältesten Tochter in Barmherzigkeit und in christlichem Geiste gedacht wurde.

„Wir dürfen den kleinen bescheidenen Imbiß aber nicht kalt werden lassen, meine Damen!“ sagte die Kammerfrau, ihre Karten zusammenschiebend und sich erhebend. „Sie müssen natürlich heute wie immer bei mir süßlich nehmen; wenn ich, wie Sie, meinen eigenen Hausfart hätte, so würde ich Sie besser bedienen. So muß ich freilich mit dem zufrieden sein, was der Mundloch mir sendet. Balbain,“ legte sie gegen den Lakaien gewendet, hinzu, „sagen Sie dem Monsieur Gordon Gibet, ich lasse ihn um eine Assiette voll von der Hagenpastete ersuchen, von der ich heute Morgen zum Frühstück bekam, aber etwas reichlicher mit Zus und Pickles garnirt, wenn es möglich wäre! Ich lasse auch bitten, meine gekochten Pflaumen vor dem Schlafengehen in mein Zimmer senden zu wollen.“

„Ganz wohl!“ erwiderte der Lakai, der inzwischen den Theetisch leise und behende gedeckt und mehrere Assietten, eine Platte ausgefuchter Confects, eine Flasche feinen Weines nebst einer kleinen, bereits angelegten Bowle und mehrere Büchsen mit eingemachten Früchten graxiös und symmetrisch auf einem büffetartigen Möbel arrangirt hatte. Dann nahm er selbst stramm und in soldatlicher Haltung neben der Thür Stellung (alle Lakaien des Bielefelder Hofes hatten in der Garde gedient) und ließ sich im Tone einer dienstlichen Meldung folgendergestalt vernehmen:

„Herr Bamberger läßt sich dem Fräulein Bratenwender empfehlen und bittet, der Bowle kurz vor dem Gebrauch einige Löffel voll aus beiden Krystallbüchsen beizumischen und gefälligst zu bestimmen, ob er von der Aprikosentorte heraufsenden dürfe, welche heute für die herrschaftliche Tafel bereitet wurde.“

„Ich glaube nicht, Aprikosentorte, Abends genossen, liegt wie Blei im Magen. Ruffer Fettausbruch?“ las die Kammerfrau von der Etikette der Weinsflasche, die auf dem Büffet stand. „Ich lasse den Herrn Kellermeister höflich ersuchen, uns statt des Ungarweins ein paar Tropfen Maraschino oder Ingwer zu senden; diese würzigen, schweren Speisen, mit denen der französische Koch unserer Theetisch verjort hat, erfordern durchaus ein kleines Stimulanz für den Magen, sonst kommen wir um unsere Nachtruhe.“

Der gewandte, wohlgeschulte Lakai dachte nicht daran, die Flasche Ruffer Fettausbruch wieder mit fortzunehmen. In weniger als zehn Minuten hatte er nicht allein die verlangte, wohlgarirte Hagenpastete, sondern auch die gewünschte geistige Stärkung in beiderlei Gestalt herbeigeschafft.

Jetzt entstand zwischen den vier Damen ein kleines Scheingefecht wegen des Ehrenplatzes auf dem Sopha. Die aufgetischten Lederbissen und kulinarischen Genüsse, welche so lebendig für die an Allmacht grenzende Gewalt ihrer Wirthin zeugten, hatten den Respekt vor derselben in der Brust ihrer Gäste geschwellt und sie wurde bestürzt, auf dem Sopha Platz zu nehmen und sich wie eine Fürstin von ihren Gästen bedienen zu lassen. Dem aber widerlegte sich die Kammerfrau auf das Entschiedenste. Sie zwang Frau von Köllen mit Gewalt auf den Ehrenplatz und schenkte den Thee ein, und die endlich beruhigten Gemüther fielen mit so viel erstem Willen über die guten Dinge her, daß selbst der vorher bewiesene Eifer im Spiel sich wie Schläfrigkeit dagegen ausnahm.

Für eine geraume Zeit hörte man weiter nichts, als das Geräusch von Messern und Gabeln, kurze Ausrufe des Entzückens, dann und wann ein Wort der Bitte oder des Dankes. Die Mienen der vier Damen aber durchliefen eine nicht wol zu beschreibende Stufenleiter von Verlangen und Genuß, von Befagen, allmätiger Befriedigung und endlich von Ueberdruß, bis auf einem oder dem anderen Gesicht sich zuletzt etwas wie Unmuth und Verzweiflung geltend machte über die sich aufdrängende Gewißheit, daß für die noch vorhandenen Lederbissen weder Raum noch Vermögen mehr vorhanden war.

Widerstrebend wurde die Tafel aufgehoben und der gesättigte Kranz schlang sich von Neuem um den Spieltisch. Ein Glas mit Pilschbowle war von jeder einzelnen Dame auf den Kampfplatz mitgenommen worden.

Gegen elf Uhr wurde der letzte Rubber beendet und nun ging es an das Geschäft des Auszahlens. Mit unglücklicher Wichtigkeit wurden die Marken ausgewechselt und eine Weile lang hatte es das Ansehen, als hinge Sein oder Nichtsein von dem Besitze einer rothen oder gelben Marke ab.

„Frau Limberg hat, wie gewöhnlich, die Fettsäuren davon gezogen und ich bin, wie immer, der Pechvogel!“ rief Fräulein Meier und vergaß, im Zorn über ihren Verlust, auf Stil und Schönheit ihrer Satzbildung zu achten.

„Die Damen müssen entschuldigen, wenn ich sie ohne Umstände verlasse,“ sagte die Kammerfrau. „Der Dienst ruft mich schleunigst in das Schlafzimmer Ihrer Hoheit. Auf Wiedersehen am nächsten Montag!“

„Das Kränzchen ist bei mir, liebe Friederike!“ rief Frau von Köllen der schnell davon eilenden Kammerfrau nach. „Sagen Sie mir einmal, meine Damen, was haben wir eigentlich zum Souper gehabt?“ fuhr sie ohne Unterbrechung, fast noch in demselben Athem, gegen ihre Freundinnen gewendet, fort.

„War auch nur eine einzige Speise dabei, an der man sich hätte sättigen können? Was helfen mir zehn kleine Schüsseln, wenn auf allen nicht mehr als ein Fingerhut voll angerichtet ist. Sagen Sie aufrichtig, Lambertine, hätten Sie von dem Zungenragout nicht recht gern ein zweites Mal genommen?“

„Ich finde, daß man in der Hofküche weiter nichts versteht, als die Speisen gut anzurichten. Im Geschmack sind sie, trotz aller Saucen und Gewürze, insipide, nächsten und fade. Man gibt den Schüsseln einen hochtrabenden Namen, decorirt sie mit Carotten und Peterilie und glaubt damit den Anforderungen der feinen Küche genügt zu haben,“ entgegnete Fräulein Lambertine Meier, nur halb zufrieden mit der Fügung und dem Klang ihrer Worte.

„Mich grämte es am meisten, daß die Aprisofentorte nicht befohlen wurde,“ seufzte die Frau Physikus. „Just mein Leibgericht, Aprisofentorte! Und nun gar Rufter Ausbruch dazu — prachtwoll!“

„Ja, das überstieg wirklich Alles an Rücksichtslosigkeit und Eigennutz, was ich bisher erlebt habe!“ sprühte Frau von Köllen, deren Zorn im Angedenken an den entgangenen Genuß noch einmal aufklackerte, hervor. „Hätte sie uns nicht fragen müssen, ob wir den Aprisofentuchen wünschten? Was liegt uns daran, ob sie Magendrücken davon bekommt, mir bekommt er stets vortrefflich!“

„Und wie gefällt Ihnen die Manier, jetzt fortzulaufen und uns unserem Schicksal hier zu überlassen?“ fragte Frau Limberg, welche ihren Beitrag zu der allgemeinen Entrüstung nicht zurückhalten zu dürfen glaubte.

„Unverschämte!“
„Empörend!“
„Wo es ihr gerade paßt, schützt sie den Dienst vor, sonst pflegt sie sich spottwenig um die Wünsche der Herzogin zu kümmern!“

Unter diesen und ähnlichen, mehr geflüsterten als gesprochenen Reminiscenzen über den erlebten Abend, der doch scheinbar ungestört und ungetrübt verfloßen war, hatten die drei Damen Mäntel, Capuzen, Schleier und Galochsen angelegt. Dann schlüpfen sie schon und ehrfurchtsvoll an all den verschlossenen Thüren, an Vorplätzen und Hallen vorbei, durch den breiten Corridor dem Ausgang zu, stets in halb banger, halb erschnter Erwartung eines Zusammentreffens mit einem Gliede der herzoglichen Familie.

Unten auf der Straße angekommen, theilte sich die Gruppe. Frau von Köllen schlug die Richtung über den Marktplatz ein, während Fräulein Meier und Frau Limberg ihren Weg noch eine Strecke gemeinschaftlich verfolgen konnten.

„Mit dem Hochmuth der Köllen ist es bald nicht mehr auszuhalten,“ hob Fräulein Meier mit giftiger Miene an, sobald die Freundin außer Hörweite war. „Sie offenbart eine Art von Herablassung gegen uns, die mich fortwährend reizt. Ich weiß noch nicht, wie wir uns am besten dagegen wehren. Wir müssen sie einmal daran erinnern, daß sie ‚van‘ Köllen, nicht ‚von‘ heißt und daß sie nicht adliger ist, als wir.“

„Wenn ich die Bratenwender recht verstanden habe, so soll es ihrem Mann von oben herab verboten werden, den Adel zu führen.“

„Das geschähe ihnen recht, das sollte mich freuen!“
„Ein eifriger, von seinem Regen begleiteter Wind schnob um die nächste Straßenecke und machte, daß die Damen die Fächer vor den Mund halten mußten. Auf diese Weise war ihren ferneren liebevollen Bemerkungen der Faden wirksam abgeschnitten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Mode.

Indem ich mich zu diesem Berichte niedersehe, schwirren mir alte Kinder-Erinnerungen im Kopfe. Ich bin wieder bei ihr, der lieben, weißhaarigen Frau, die immer an ihrem Kamin saß, der großen Kirschbaumtrube gegenüber, die so viele Ecken und alte Schmökeleien hatte und die ausnahmslos Großmütterchen selbst, so alt und zitternd. Wenn der Abend kam — vielleicht ein Novemberabend just wie heute, wo der Wind durch den Esen pfliff und der Epheu um die Rinne schwankte und aus Fenster schlug, setzten wir Kinder uns zu ihren Füßen — und die silberhaarige, liebe Frau mußte dann die Truhe aufschließen und einen geblühten Rod von verblichenerm Brotate vor unseren Augen ausbreiten — das Brautkleid ihrer Mutter. Und wir zählten dann die Blumen an dem verblichenerm Rod und fragten mit ernsthaften, großen Augen, ob wol einstmals Großmütterchens Mutter hübsch ausgesehen unter diesen vergilbten Blumen.

Und all die Geschichten von den Blumen aus dem alten Brautrod, die uns Großmütterchen dann erzählte, wie sie an ihrem Kamin saß, der großen Kirschbaumtrube gegenüber, sie tauchen in meiner Erinnerung wieder auf; es bedarf zuweilen zu geringer Anregungen, unsere Gedankenwelt, unsere traumhaftesten Erinnerungen wieder zu erwecken.

Ich mußte bei Gerion die neuen Saisonstoffe. Unter all den soliden Erscheinungen, die dieser Herbst und Winter gebracht hat, fand ich als das Anekdotische jene Seidenstoffe, wie sie Großmütterchens Jugend angehört; vor einem weißen Stoff mit großen, gelben Blumen meinte ich das alte Mutter jenes alten Brautkleides zu sehen, von dem ich als Kind Geschichten hören wollte. Diese schweren großgemusterten Seidenstoffe, mit der ganzen Vornehmheit ihres Faltenwurfes, sind vor der Hand nur für die große Gesellschafts-toilette bestimmt; aber ich zweifle nicht, ihre Verwendung zu Brautkleidern wird folgen. Und welche köstliche Ruhe, welche schöne Harmonie, welcher vornehmer Ernst liegt in diesen prächtigen Stoffen, die wir wieder ans Licht gezogen haben.

Ein stumpfes Weiß mit Silberpalmen durchweht, ein anderes mit großmächtigen Phantasielilien in Weiß, in Gelb, in Roth — aber wozu die Beschreibung? Erinnern Sie sich nicht Alle einer Truhe mit alten verwiterten Kleidern aus Großmütterchens Tagen, oder alter Frauenbilder aus jener Zeit? Aehnliche Bilder werden wir neu anleben sehen.

Aber — um weiter zu berichten, was ich bei Gerion gesehen — nicht nur die Kleiderstoffe der Saison tragen den vornehm-einfachen und gebiegenen Charakter; er ist der Ausdruck auch auf jedem anderen Gebiete der Toilette. Als eine Vervollständigung der Mäntel, beziehungsweise Umhänge, notirte ich mir einige, ganz vorzugsweise anprehende Kleiderchen. Zunächst einen eleganten Wagenmantel, ein Rad von feinstem, blaßblauem Velpe, Capuzen mit reicher Schleifengarnitur von Grosgrain derselben Farbe, vorn herunter und ringsum etwa handbreiter Besatz von Perlschnur. Ein zweiter, ebenfalls für den Wagen bestimmt, war von demselben Stoff in Eisenfarbe, die Garnitur aus brauner Straußfeder.

Ein Theatermantel in schwarzem Seiden-Damasce mit kardinalrothem Futter, Facon „Fatiniga“, unserer jüngsten Operettennovität nachgetaucht — langer, im Rücken anschließender russischer Mantel mit Kragenarmel und Besatz — das wäre etwa das, was ich zu den bereits gebrachten Mänteln noch nachträglich zu erwähnen hätte.

Das Gebiet der Ringeinweicht eine Fülle anmuthiger Launen in Schleißen und Fichus auf. Das Fichus, mit dem ganzen charme eines unbestimmbareren Arrangement, das der Augenblick moderne Chiffonage nennt, wird von einem feinen Bouquet, oder einer einzelnen, wie eben aus dem Haar gelösten Blume gehalten. Die vornehmlich beliebte Blume ist eine müde, im Herbststurm halb verweltete Aker, der dunkle Heliotrop, der im Entblättern begriffene Wahn, die erberbende Tereose, kurz, ein ganzer Franzosenzug von Herbstsymbolen. Aber auch frische, sonnenreife Blüten, Bergheimeinicht, Anemone, und die Rose und wieder die Rose in zahllosen Abwechslungen bringen sich daneben reichlich zur Geltung; hier rafften sie das anmuthige Chaos verschlungener Spigen als Bouquet zusammen, dort schlangen sie einen Zweig mitten durch einen zierlichen Tuff — aber am liebsten schmückeln sie sich der luftigen, durchigen Balltoilette an, als ihrem eigentlichen Element.

Ja, Balltoilette! Mein Gott, die Zeit hat Flügel. Wenn ich einen Blick auf diese Plüth von Tüll, Tulle, Tulle und Gaze-Kroben werfe, die in diesem Augenblick vor mir liegen, führt mich meine Phantasie zu einem wahren Feentraum.

Stoffe ganz einfacher, ja geradezu grober Qualität in Tüll und Tulle, aber in wirklich zauberischen Lichtfarben, häufig in zwei Farben gestreift, wie grau und rosa, rosa und weiß, weiß und gelb, ein helleres und dunkleres Blau, mit einem düstigen Silbergaze-Überwurf, wie der Schleier der Fee im Märchen — und ich träume mir in diesem Augenblick für Ihre schimmernden Saal, meine Lippen summen eine Melodie aus Strauß's „Träumen der Vergangenheit“, und dann, dann nimmt sich Veronika vor, recht läßt, recht sachlich, recht objectiv zu bleiben und sich von keinerlei Reflexionen heute mehr abhalten zu lassen. Denn ich habe speciell für Ihre Balltoiletten, meine jugendlichen Freundinnen, äußerst lebenswürdige Absichten; ich will es Ihnen ja so bequemen machen. Während Sie noch gar nicht an den Winter glauben, war ich bemüht, Alles das zusammenzutragen, womit Sie im Winter prunken werden, und jetzt, wo die ersten Walzermelodien durch Ihre Köpfe schwirren, habe ich den Strauß nur zu binden, dessen Gräser und Blüten ich so sorgsam für Sie gesammelt.

Ich bringe ihn das nächste Mal!

Veronika v. G.

Plaudereien.

Christine Nilsson. Die Reisenden, welche in der Mitte der fünfziger Jahre auf der großen Landstraße zwischen Bergis und Christiansstad fuhrten, gewahrten in der Nähe der Drischast Huseby an einem Gatterthor, wo sie in Schweden auf dem Lande üblich sind — auf dem Besitzthum der Grafen



Hugo und Maffolm Hamilton — ein junges Mädchen, welches mit Eifer an allen anderen Bauernkindern vorüberließ, um das Thor zu öffnen und die ihr etwa zugeworfene Kupfermünze empfangen zu können. Dieses Kind war Christine Nilsson, die jüngste Tochter eines armen Käthners, Namens Jonas Nilsson, welcher 1852 nach Statelöf gezogen war. Christine Nilsson wurde am 20. August 1843 geboren.

Aber weshalb diese Angst, von den übrigen Mitbewerbern um die Kupfermünze überholt zu werden? Ist denn in ihrem Heim die Noth so groß, oder ist es das gewöhnliche Motiv der Kinder, um sich für das

Geld Näscherlein kaufen zu können? Nein. Obgleich die Eltern arm waren, befaßen sie dennoch ihr nothdürftiges Auskommen, und in Wahrheit wollte Christine nur einige Thaler zusammensparen, um sich eine Violine kaufen zu können. Im Hause der Eltern war nämlich eine solche bereits vorhanden, aber diese gehörte ihrem Bruder und war der Schatz der Familie, den anzurühren man ihr streng verboten hatte. Da nämlich fast alle Geschwister Anlage für Musik befaßen, hatte die Geige nicht wenig dazu beigetragen, die zahlreiche Familie zu ernähren, und man fürchtete daher, daß Christine das Instrument beschädigen könnte. Ueber diese und die nachfolgenden Thatfachen aus der Kindheit folgen wir den Aufzeichnungen der berühmten Sängerin, als sie sich ihrer musikalischen Ausbildung wegen vor ungefähr fünfzehn Jahren in der Hauptstadt Schwedens aufhielt.

Indessen ging es sehr langsam mit dem Einsammeln der Kupfermünzen, und um keine Zeit zu verlieren, machte sich Christine selber eine Violine. Ueber ein ausgehöhltes Stück Holz spannte sie Saiten und es gelang ihr zu ihrer großen Freude, aus diesem ihrem Werte Töne hervorzuholen. Sie war damals acht Jahre alt. Nach einiger Zeit verließ der Bruder die Heimath. Er nahm sein Instrument mit, und gleichzeitig hörten auch die Einnahmen aus seinen musikalischen Leistungen auf Hochzeiten, Jahrmärkten u. s. w. auf. Jetzt wurde die längst ersehnte Violine für Christine gekauft, und ihr Entzücken war unbeschreiblich; sie durfte nun, ohne Strafe fürchten zu müssen, den ganzen Tag über spielen und mit ihrer Klaren, kindlichen Stimme dazu singen. Sie wußte noch nicht, daß die Erfüllung ihrer Wünsche ihr sehr viele bittere Stunden bereiten würde, denn sobald sie so viel gelernt hatte, um ihre Zuhörer einigermaßen zu befriedigen, wurde sie die Nachfolgerin ihres Bruders, und anstatt sich, wie früher, unter die große Kindercharme um die Maßlange zu mischen und in der Spinnstube zu tanzen, mußte sie jetzt ruhig sitzen bleiben und oft ganze Nächte hindurch in den mit Rauch und Staub erfüllten Schankstuben zum Tanze aufspielen. Müdigkeit und Ueberanstrengung ließen ihr manchmal das Instrument aus der Hand fallen; aber sie durfte nicht schlafen, denn dazu war keine Zeit. Die Leute hatten ihr Geld für die Nachtmusik bezahlt, und man wollte ihr keine Stunde schenken. Die meisten anderen Kinder würden unter solchen Umständen und durch diese Lebensweise Gesundheit und Kräfte verloren haben, aber Christine war stark, und die langen Fußreisen nach den Jahrmärkten, oft mehrere Meilen weit von dem Heimathsdorfe, frischen ihre Lebensgeister stets auf. Ihre Stimme, klar und wohlklingend, als sie noch ein kleines Kind war, nahm an Kraft und Umfang zu, und sie schonte dieselbe nicht. Im Gegentheil, da man sie bei dem Vorn besser als die Töne der Violine hörte, sang sie oft die Volks- und erntete dadurch größere Bewunderung und auch mehr Geld.

Es ereignete sich in dieser Zeit manchmal, daß eine unbeschreibliche Sehnsucht nach etwas Höherem sich in Christine Nilsson's Seele einschlich. Sie hatte von Jenny Lind und vom Theater sprechen gehört, und oftmals grübelte sie darüber nach, wie sie Unterricht bekommen könnte, um dem umherstreifenden Leben ein Ende zu machen. Manchmal dachte sie sogar daran, die Heimath zu verlassen, aber sie wußte nicht, wohin sie ihre Schritte lenken sollte. Indessen war sie vierzehn Jahre alt geworden. Da kam der große Jahrmarkt in Ljungby, einer von dem Heimathsdorfe sechs Meilen entfernten Stadt, heran. Sie begab sich dorthin in Gesellschaft ihrer Mutter, welche bei dieser Gelegenheit auf eine gute Einnahme rechnete. Das junge Mädchen ahnte nicht, daß die diesmalige Wanderung die letzte der Art sein sollte und daß ihr eine rettende Hand nahte, die sie diesem Leben voller Demüthigungen entrichten würde. Es war auch hohe Zeit, denn nur noch ein paar Jahre — und ein eminentes Talent wäre der Kunst verloren gegangen.

Die Hoffnung der Mutter, auf dem Jahrmarte gute Einnahmen zu erzielen, erfüllte sich. Die Erträge zweier Tage in Ljungby ergaben eine recht ansehnliche Summe, und die zufriedene Frau beschloß, am nächsten Morgen heimzukehren. Dies stimmte indes durchaus nicht mit den Plänen der Tochter überein. Sie hatte in den Marktbuden Sachen gesehen, welche sie schon seit langer Zeit zu besitzen wünschte, und da sie über die eingesammelten Schätze nicht verfügen konnte, wollte sie, dableiben, um sich eine Extra-Einnahme zu verschaffen. Der Umstand, daß sie später den sechs schwedischen Meilen langen Weg durch Wald und Feld allein zu machen hätte, schreckte sie nicht ab. Sie war gewohnt, über die einsamen Stege des Waldes zu wandern, und noch niemals begegnete ihr dabei etwas Unangenehmes. Und wer sollte wol auch die kleine, mit der Violine unter dem Arm heimwandernde Sängerin antasten?! Im Gegentheil, sie war in allen Bauernstuben ein gern gesehener Gast. Da also die Mutter gewahrte, daß Christine in ihrem Vorhats unerschütterlich blieb, verabschiedete sie sich und ließ ihre Tochter zurück. Christine begab sich auf den Marktplatz und begann ihr Concert. Es gelang ihr, eine Menge Zuhörer um sich zu versammeln, als ein Reisewagen vorüberfuhr. Der Reisende — Hardschöding (Vandrayth) Tornér-hjelm — der eine große Volksmenge um ein junges, singendes Mädchen gewahrte, ließ erkaunt anhalten, als er ihre schöne Stimme den fast halzbrechenden Passagen der Violine bis in die höchsten Töne getreu folgen hörte. Als musikalisch gebildeter Mann erkannte er sogleich, daß hier die Mittel zu etwas Großem vorhanden seien, und sein Beschluß war gefaßt. Christines Vater, nach dem sofort ein Vete abgeschickt worden war, sah gar wohl ein, daß seiner Tochter nur ein Leben voller Kummer und Bedrängniß harre, wenn sie mit ihren Reisen auf den Dörfern fortfahren müßte, dagegen aber ihr eigenes und der Familie Glück darauf beruhte, daß die Begabung, womit sie so freigebig von der Natur ausgerüstet, auf eine zweckentsprechende Weise ausgebildet würde.

Sie erhielt nun Gesangunterricht, machte überraschende Fortschritte, trat bald öffentlich in einigen Soirées und Concerten zu Stockholm und Upsala auf, wo sie allgemeine Begeisterung hervorrief und begab sich dann nach Paris, um ihre Ausbildung zu vollenden. Erst im Jahre 1864 vernahm man in ihrer Heimath wieder etwas von der Nilson, die Zeitungen berichteten von dem durchschlagenden Erfolg, welchen sie bei dem Debüt in dem Theater Lyrique zu Paris als Violetta gehabt, dessen Ergebnis ein dreijähriges Engagement daselbst war. Sie gastirte während dieser Zeit noch auf dem königlichen Theater in London als Concertistin. Von 1867—70 war sie an der großen Oper in Paris engagirt und in den Jahren 1870—71 machte sie eine Kunstreise durch Nordamerika, wo man ihr, deren Name längst über den Ocean gedrungen, einen enthusiastischen Empfang bereite. 1870 kehrte Christine Nilsson nach London zurück und vermählte sich dort mit dem Künstler Konzeub. Im Winter 1872 und 73 erntete sie in Petersburg und Moskau Lorbeeren, unternahm im Winter 1873 eine zweite Reise nach Amerika, erlebte dort einen abermaligen Triumphzug und verließ, nach England zurückgekehrt, in London. Das Entzücken, in welches die Sängerin kürzlich ganz Christiania versetzte, äußerte sich in den erregtesten Ovationen. Gegenwärtig weilt die Künstlerin in Kopenhagen und wird nächstem in Wien auftreten. Vorausichtlich hat auch Berlin Gelegenheit, die zweite schwedische Nachtigall noch auf der Höhe ihres Ruhmes zu bewundern.

Cosima Wagner. Wenn einem bedeutenden Manne die ihm geistig ehrentwürdige Frau zur Seite steht, so wird seiner Schöpferkraft jener poetische Schwung und ideale Fauber innewohnen, welche dem Zusammenwirken des Starken und Barten die Weiße geben. Dies ist bei Richard Wagner und dessen Gattin, Cosima, in durchgreifendster Weise der Fall. Die hochgebildete und aus der Sphäre der Kunst und Wissenschaft gewissermaßen entprofene Tochter von Franz List und der Gräfin d'Angoult, die unter dem Pseudonym Daniel Stern als Schriftstellerin bekannt ward, ist sicherlich die treibende Kraft und ausgleichende Vermittlerin gewesen, welche Richard Wagner's schroffe Seiten schon durch das glückliche Familienleben, das sie ihm neu schuf, milderte und ihn, seiner großen Gegnerchaft gegenüber, aussharren und taiflos Großes erstreben ließ. Cosima reißt sich jenen Frauen der Geschichte gewissermaßen an, die durch den Einfluß, den sie auf das Genie ausübten, neben diesem selbst genannt zu werden verdienen. So ist denn auch in den Tagen der „Bayreuther Festspiele“ die geistreiche Frau mit Recht neben dem Meister genannt und gewürdigt worden und mag sie als der Stern des „Wahnfried“ und als die Seele der glanzvollen Tage in dem „modernen Olympia“ gefeiert werden.

Wirtschaftsplaudereien.

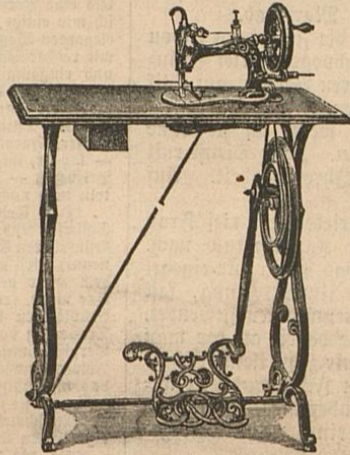
Eine Erfindung, Vesper im Hause zu ersparen, kann gewiß des Dankes aller Hausfrauen sicher sein. Die Quellen des täglichen Hausärgers sind freilich mannigfaltig, und für die Hausfrau, welche so viel philosophische Ruhe besitzt, den Vorschlag, sich überhaupt nicht ärgern zu wollen, auch auszuführen, wird die Erfindung, über die wir heute berichten wollen, möglicherweise ohne Werth sein. Nun, dann wird sie den Anderen, — und wir fürchten, es ist die Mehrzahl, — zu Gute kommen. Der Quell des Vespers, den wir meinen, entspringt dem großen Weltjammere über die Vergänglichkeit alles Irdischen, den die Menschen zu allen Zeiten empfunden und der zum Theil Ausdruck in dem alten Sprichwort gefunden hat: „Glück und Glas, wie leicht bricht das.“ Wenn man bedenkt, daß der berühmte, unter Cäsar und Augustus lebende, römische Spruchdichter Publius Syrus bereits sagt: „Glück ist wie Glas, zerbrochen wird's, indeß es glänzt.“ so begreifen wir, daß die römischen Hausfrauen sich bereits nicht nur über die Unbeständigkeit des Glücks im Allgemeinen, sondern über die Zerbrechlichkeit des Glases im Speciellen beklagt haben müssen. Dieser speciellen Klage soll, nach zweitausendjähriger Dauer, ein Ende gemacht werden, durch das unzerbrechliche Glas. Wenn wir der Geschichte Glauben schenken, so würde es sich bei der Herstellung eines solchen Glases eigentlich nur um eine öfter gemachte und ebenso oft wieder verloren gegangene Kunst handeln. Schon zur Zeit des Kaiser Tiberius soll sich zu Rom ein Künstler befunden haben, der gläserne Gefäße von solcher Festigkeit zu machen verstand, daß sie nicht zerbrechlicher als metallene waren. Vor den Kaiser gelassen, verehrte er demselben einen gläsernen Pokal, den er vor dessen Augen hart zu Boden warf, ohne daß das Glas entzwei ging; es zeigte vielmehr kleine Beulen, die vom Meister mit einem Hammer wieder ausgeglichen wurden. Statt des erwarteten Dankes befahl Kaiser Tiberius, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Niemand anders um das Geheimniß wußte, den Meister zu tödten, angeblich aus Bejorniß, solches Glas möchte dem Gold oder Silber vorgezogen werden. Auch spätere Zeiten berichten von unzerbrechlichem, elastischem, biegsamem Glase; so von einem Glasmacher in Linz zur Zeit der Regierung Kaiser Matthias (1612—19), und einem Wärmearbeiter Brinz in Paris (um 1721), welche angeblich ihre Zeitgenossen durch solches Glas in Erstaunen setzten. Wie viel Wahres daran ist, können wir, da das Urtheil sachverständiger Augenzeugen fehlt, heute nicht mehr entscheiden. Der Gegenwart war es vorbehalten, der Lösung des Problems mindestens sehr nahe zu kommen. Rouer de la Bastie, ursprünglich kein Glasmacher, sondern Landwirth, fand vor ein paar Jahren, wie man sagt zufällig, daß Glas, wenn es stark erhitzt und dann in ein heißes Abfischbad aus Del getaucht wurde, dadurch große Härte und eine gewöhnlichem Glase nicht eigene Indifferenz gegen den plötzlichen Uebergang aus der Hitze in die Kälte und umgekehrt erhielt. Letztere Eigenschaft ist besonders für die hauswirthschaftlichen Glasgegenstände mindestens ebenso werthvoll als die Unzerbrechlichkeit. Diese ist freilich nicht wörtlich zu nehmen, sondern annähernd so anzufassen, daß das gehärtete Glas, je nach seiner Güte 30 bis 80 mal so starke Schläge auszuhalten vermag, ehe es wie gewöhnliches ungehärtetes Glas zerbricht. Die Erfindung de la Bastie's machte bei ihrem Bekanntwerden begreiflicherweise besonders bei den Glasindustriellen großes Aufsehen, obwohl sie bisher doch noch nicht so weit gebieter war, um die großen Ausschichten, welche man sich von derselben versprach, praktisch verwirklichen zu lassen. Inzwischen, die Sache war einmal in Fluß geraten, das leitende Princip gefunden und zahlreiche Nachahmer der Erfindung, die zum Theil die Leistungen de la Bastie's überholten, haben schon jetzt dafür Sorge getragen, daß wenigstens ein Theil des großen Programms, welches die Erfindung sich vorgezeichnet, zur Ausführung gelangt ist. Es handelt sich bei dem Hartglase nicht wie bei den mehr oder weniger mythischen elastischen Gläsern um ein Glas, welches Metallblechen gleich, bei gewöhnlicher Temperatur hämmert und biegsam ist, Eigenschaften, die jedes Glas nur im glühenden Zustande zeigt, sondern um ein Glas, das durch Zusammenrücken seiner kleinsten Theilchen dichter und weniger spröde, also zäher geworden ist. Das Hartglas ist seinem Aeußeren nach nicht wesentlich von gewöhn-

lichem Glase verschieden. Außer seiner Schwerzerbrechlichkeit und größeren Härte (auch dem Diamanten gegenüber) vermag man beim Aufwerfen oder Klopfen an ihm einen mehr metallischen Klang zu bemerken. Das de la Bastie'sche Glas ließ sich nicht in gewöhnlicher Weise bohren, feilen oder zerschneiden, ohne daß nicht das Glas in unendlich viele Stüchlein zerstäube, gleich wie bei den bekannten Glashäuten; diese Eigenschaft zeigt das verbesserte Hartglas nicht, gewaltsam zertrümmert, gibt es Scherben, wie gewöhnliches Glas. Seine Eigenschaft, durch Temperaturwechsel nicht zu zerpringen, gewährt also die Möglichkeit, in Gefäßen aus Hartglas über freiem Feuer zu kochen, und diese Eigenschaft allein sichert ihm in der Küche die Zukunft und das Uebergewicht über alle Kochgeräthe aus Metall und Porzellan. Kein Grünspan, kein metallischer tintenähnlicher Geschmack der Speisen ist mehr zu befürchten, die Gefäße nagen sich nicht ab und sind leicht zu reinigen, die Durchsichtigkeit des Materials läßt im Augenblicke den Grad der Reinheit des Gefäßes erkennen. Der zukünftigen weiteren Ausarbeitung der neuen Erfindung bleibt es vorbehalten, Einzugsgefäße aus Hartglas darzustellen, bis jetzt kann man erst Lichtmaschinen, Cylinder für Petroleum- und Gaslampen, Trinfbeder und in allernächster Zeit auch Kochgeschirre auf den Markt. Man hat mit Hartglas cylindrischen Nagen in Holz eingeschlagen, ohne daß die Cylinder zerbrachen, und wir selbst haben Trinfbeder aus Hartglas weithin auf die Stubendielen geworfen und sie ganz bleiben gesehen. Die Kochgeschirre sind freilich dünner im Glase und solchen Gewaltproben nicht gewachsen, bei ihnen ist eben das Werthvolle der Widerstand gegen raschen Temperaturwechsel. Wir haben in einem solchen Glaskochtopf wochenlang, täglich über freiem Feuer, Kohlenfeuer und Spirituslampe, gekocht, auch einmal das mit kochendem Inhalt gefüllte Glas in ein Gefäß mit kaltem Wasser getaucht, ohne daß es zerbrach. Vorkäufig werden diese mit breitem Rande versehenen Glaskochtopfe nur in einer Form und in Größen von 1/2—3 Liter Inhalt angefertigt. Sie sind im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin, Hausvoigtplatz 12, zu haben und stehen im Preise zur Zeit den entsprechend großen Gefäßen aus emailirtem Eisenblech gleich.

Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei etc. ist mehrere auf der Wiener Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille prämierte

Lincoln-Nähmaschine

Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90.



Zum Familiengebrauch, zur Damenschneiderei etc. ist mehrere auf der Wiener Welt-Ausstellung mit dem höchsten Preise, der Verdienst-Medaille prämierte

entfanden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit denselben alle vorzunehmenden Arbeiten gefertigt werden können. Derselbe nähert den leichtesten Scherung oder Woll genau zu gut, als den schwersten Doublestoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten Wheeler & Wilson-System entschieden vorzuziehen ist. Da letzteres zu Weisnähen beiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge, die unsere Maschine andern gegenüber besitzt, sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferungen an Behörden betraut. — So bezogen zuletzt das Herzogl. Braunschweigische Haupt-Telegraphenamt hier, das Königl. Ungar. Central-Postamt in Pest, sowie viele andere Post-, Telegraphen-, Vorstudien- und Conium-Werke zur nachweislich vollsten Zufriedenheit unserer Fabrikat. Die Construction unserer Lincoln-Maschine ist eine äußerst einfache, so daß jeder Laie, der noch nie auf einer Maschine gearbeitet hat, mit Hilfe der sehr genauen Gebrauchsanweisung sofort darauf arbeiten kann. Die Ausstattung unserer Maschine ist äußerst elegant, die Arbeit eine geübene und übernehmen wir eine reelle dreijährige Garantie.

Preis ohne Verschlusskasten Mark 81. Preis mit Verschlusskasten Mark 90.

Jeder Maschine werden folgende Apparate gratis beigegeben: 1 Deltanne, 1 Lineal, 4 Nadeln mit Nadelbüchse, 1 Bandenmesser, 1 Eigennäher, 2 Schraubenzieher, 1 Doppellammer für 2 Breiten, 1 Watterer, 1 Bandausmacher, 1 Eigennäher, 1 Gebrauchsannehmer, 1 Pinette, 4 Metallspitzen, 1 Kränzele, 1 Kappmesser, 1 Seidenschneidmesser. Der Preis unserer Maschine ist ein sehr geringer und zwar: Lincoln zum Hand- und Fußbetrieb (lt. obiger Zeichnung) Nr. 81. — gegen Cassa. Derselbe zum eleganten Verschlusskasten Nr. 90. — gegen Cassa und zwar ist bei Bestellung die Hälfte in Baar einzulösen oder aber wird per Nachnahme erhoben, während der Rest 14 Tage nach Empfang der Maschine zu berichten ist. Die Lieferung geschieht franco jeder Eisenbahnstation. — Zeichnungen und Nähproben versenden auf Wunsch gratis und franco. Referenzen und Anerkennungs schreiben von den begiegnsten Fachmännern liegen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Hollands vor.

Königsdorf & Schulze, Braunschweig.

NB. Auf Wunsch sind auch gern bereit, die Maschine ohne jede vorherige Anzahlung auf 14tägige Probe zu übergeben und solche event. vom Empfänger zurückzunehmen.

Größte Nähmaschinen-Fabrik Europa's! Grosse Preis-Ermässigung!! Frister & Rossmann's Familien-Nähmaschinen, seit vielen Jahren bewährt und in bereits mehr als 100,000 Stück im Gebrauch, sind, mit den neuesten und praktischsten Verbesserungen versehen, die beliebtesten für den Hausgebrauch, sowie für gewerbliche Zwecke, bei größter Geräuschlosigkeit arbeiten sie gleich schön in leichten und starken Stoffen, vom feinsten Mull bis zum dicken Double. Trotz der regelmäßigen Hinweise auf die Merkzeichen für die Echtheit der Frister & Rossmann Maschine — den Abdruck der vollen Firma nebst gerichtlich deponirter Fabrikmarke auf der Deckplatte und das F & R im Gestell, sind in neuerer Zeit angekreutzte Verhände zu Täuschungen durch andere Fabrikate gemacht worden, es wird deshalb jetzt jeder Maschine außerdem ein Ursprungs-Beugniß beigegeben, ohne ein solches ist keine Maschine ächt. Der seither schon anerkannt billige Preis für die Frister & Rossmann Nähmaschine ist vom 1. Juni ab um ein Bedeutendes weiter ermäßigt und werden außerdem bei Baarzahlung 10 pCt. Rabatt vergütet. Verkäufe auf Abzahlung ohne Preisserhöhung. Garantie wird geleistet, Unterricht frei, Verpackung nicht berechnet, Preislisten und Nähproben gratis. Verkaufsort für Berlin: W., Leipziger Str. 112, Ecke der Mauer-Str. Die Fabrik errichtet in jeder Stadt von Bedeutung ein Depot u. wollen sich Respektanten von Plätzen, die noch unbesetzt, dierhalb an uns wenden.

Grosse Preis-Ermässigung Emil Halbarth's verbesserter Familien-Nähmaschinen. Verbessertes Wheeler & Wilson System, mit anpassbarer Drückerfeder, Federgestell und großem Treibrade, der neuen geräuschlosen Nadelnvorhebung mit dem großen Excenter hinten, welcher der Maschine den sicheren und ruhigen Gang verleiht, der sie vor der gewöhnlichen Wheeler & Wilson und gleichen Modellen anderen Namens auszeichnet. Durch obgenannte Verbesserungen erzielt Porzüge meiner Familien-Maschine vor jeder andern Greifer-Maschine: kein Fadenreißen und keine Dejen auf der Rückseite und kein Verjagen bei diesen Stellen, gleichmäßiger Stich in selbst directem Uebergange von Mull auf 12 fach zusammengelegten Sadrill oder 3fachen Double, wirklich fast geräuschlos, Stinger-System mit neuem Nadelansatz, geschmeidigen Kammeräden, Stahlwellen und Ueberhöhung am Riemenrade, ferner jede Art von Hands- und Handwerker-Maschinen bewährte Systeme en gros und detail. Nähmaterial billigst und nur in bester Qualität. Preiscourante, Nähproben und Verpackung frei, dreijährige Garantie. Reparaturwerkstatt auch für nicht von mir bezogene Nähmaschinen. Preise seit 1. Juli c. noch bedeutend ermäßigt, Verkäufe auf Theilzahlungen ohne Erhöhung, für baare Zahlung Rabatt von 10 Procent. Emil Halbarth, Berlin W., Friedrichstraße 65a, Ecke Mohrenstraße. Lieferant d. k. Reichspost, d. D. Kriegerbundes, d. Lette-Vereins, d. Padersteinschen Stiftung, mehr. hies. Eisenb.-Directionen, höhst. u. hoh. Behörden. Meine Maschinen sind nur dann echt, wenn sie meine volle Firma und Schutzmarke auf der Nähplatte zeigen.

Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. Auf die große Auswahl zu Gefächten geeigneter Phantafischachteln m. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar. Die Petroleum-Lampe und deren Behandlung. Vom praktischen Standpunkte aus bearbeitet von Georg Fischer, 540 Klempner in Hannover, Münden. 1876. gr. 8. Gehet 1 M. 50. Vorräthig in allen Buchhandlgn.

In beziehen durch alle Buchhandlungen. Auf eigenen Füßen. Erzählungen für Deutschlands Töchter. Mit einem Anhang: „Berufsarten f. d. Töchter gebildeter Stände“ von Emma Ladden. 544 Zweite vermehrte Auflage. Inhalt: Kunst und Brot. — Der Entel aus Amerika. — Die arme Sarah. — Zwei Frauen. — Durch Nacht zum Licht. — Die Emancipirten. — Der alte Rührme Mythenjagd. — Auf gleichem Fuße. Preis geh. 3 M., geb. 4 M. (Verlag von A. Kröner in Stuttgart.)

Verlag von Glaser & Garte, Leipzig. Soeben erschienen: Anleitung zur Holzmalerei, nebst Anleitung zum Poliren der gemalten Gegenstände v. Dr. Fr. Lahmek. Preis 1 M. Vorlagen für Holzmalerei, entworfen von Emil Zschimmer, Maler in Weimar. Heft II u. III. gr.-Fol. 88 Blatt in Chromo-Lithographie. Preis pro Heft 6 M. Bei Einsendung von Briefmarken franko Zusendung. 545

prima Qualität zu Kleibern und Regenmänteln verfertigt — Muster franco — Tranggott Kulle, Tuchfabrik, Sommerfeld.

Metall-Schablonen 533 für Weichstiderei: Monogramme, Langnetzen, Figuren-Schablonen für Kinder; auch alle andere Grabener-Arbeiten fertigt C. W. Pehl, Graveur, Berlin S., Neue Nostf. 1.

Das Geheimniß eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichem Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, herzustellen, beruht einfach darauf, daß man dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit Otto C. Weber's Feigenkaffee*) zusetzt. *) Nähnlicht empfohlen vom „Gazet“, „Heber Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfd. und Zuzahlung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto C. Weber in Berlin S. O., Schmidtstraße 31. 530

Die seit 28 Jahren stets mit gutem Erfolg angewendete Barterzeugungs-Pomade 539 von Rothe & Co. in Berlin, 4 Dose 3 M., halbe Dose 1 M. 50. A., erzeugt in 6 Monaten einen vollen Bart, schon bei jungen Leuten von 16 Jahren. Auch wird diese zum Kopfhhaarwuchs angewandt. Nur acht zu beziehen durch alle renommirten Parfümerie- u. Droguenwarenhandlungen, sowie durch die Erfinder Rothe & Co., Berlin C., Scharnstr. 12.

Den Jeffrey'schen Respirator in allein echter wirkungsvoller Construction, v. hochberühmten Aerzten, wie Prof. Bock, Wunderlich u. A. für Brust- und Lungenkranke bei rauher Witterung empfohlen, versende ich zu 6, 9, 15, 18 Mark von 10, 12, 16° Wärme. Joh. Reichel, Univ.-Bandagist, Leipzig.

Dieses vom Bazar empfohlene Schönheitsmittel macht den Teint zart, frisch, rein, unentbar weiß u. elastisch. 4 M. Fleur de Roses, unentbar, natürliches Wangenkolorit, durch Schweiß nicht entfernbar. 4 M. Oliven-Crème, bestes Hautconferwahrungsmittel für den Winter. 3 M. Wiener Bouquet, neuestes Wäsche-Parfum. 2 M. Eau du Serail, Zimmerparfum. 3 M. 538 B. Fischer, Wien, Karlsplatz 14.

Ruff's Sardinen 549 in Bittles, per Faß ca. 100 Fische enth., verende wieder unter Nachnahme von 3 M. 50. A. franco und sollfert an jede Poststation. A. Gruse, Hamburg, St. Annen 5.

Billigste Familienbibliothek. Heine's sämtliche Werke. 12 Bände. Goethe's sämtliche Werke. 45 Bände. Schiller's sämtliche Werke. 12 Bände. Lessing's sämtliche Werke. 6 Bände. Hauff's sämtliche Werke. 2 Bände. Diese 5 Werke in 77 Bänden liefert in den besten Ausgaben, complet, fehlerfrei, neu u. elegant, gut verpackt, gegen Nachnahme oder Froo-Kinsendung von nur 30 M. 542 die Export-Buchhandlung von Carl Minde in Leipzig.

Johannes Gerold, Hoflieferant, Berlin, U. d. Linden 24. Thee-Geschäft, empfiehlt feine und feinste Thees der neuen Ernte in bedeutender Auswahl zu reellen Preisen. Proben gratis. 543

Hierbei eine Extra-Beilage.